Wallfahrt durch's Leben.

Wallfahrt durch's Leben

vom

Baseler Frieden bis zur Gegenwart.

Von einem

Sechsundsechsziger.

(Berghaus)

Siebenter Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Die Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Inhaltsverzeichniss.

Seite

In den Alpen. Briefe und Denkblätter aus dem Jahre 1856. Zuerst zwei Briefe 7

In den Alpen.

Briefe und Denkblätter aus dem Jahre 1856.

Zuerst zwei Briefe.

1.

Am Chiemsee, den 24.—27. Juni 1856.

Geliebte Marie!

Mein nächstes Reiseziel ist ein anderes geworden, als ich Dir in meiner vorletzten Depesche gemeldet. Ich eile, Dir davon Nachricht zu geben, damit Deine mich beglückenden Briefe nicht wieder das Schicksal des Umherirrens erfahren, wie neulich, als ich sie nach langer Wanderung in den düsteren Thälern des Böhmer und Baierischen Waldgebirges in Marienbad erwartete, wo ich ein Paar Tage auszuruhen gedachte — endlich einmal wieder in menschlicher Gesellschaft! Ich meine, wie Du von selbst einsiehst, die Gesellschaft von Leuten, die mit unser Einem auf gleicher Stufe der Bil-

dung stehen. Noch besser, wenn die Bildung eine Stiege — so ist in Süddeutschland fast allgemein der Ausdruck für Treppe — über unserm eigenen Stockwerk ist, am Besten aber, wenn mit der höhern Bildung Verstandesschärfe und klares Urtheil im Bunde sind. Wie groß in Gesellschaft solcher Menschen ist die Ernte für den Vorrath des eigenen Wissens, auch zur Verfeinerung der äußeren Formen, auf die in der Welt so viel ankommt! Dazu ist Marienbad der rechte Ort, aber später, wenn die feinen Gäste gekommen sind, die die eigentliche „Badezeit" machen, oder die „Saison," die „Season," wie die Leute, freilich auch die Gebildeten oder Uebergebildeten unter ihnen, die „rechte Zeit" nennen müssen, wenn sie fein, recht fein und sehr fein sein wollen!

Oh, über die Fälscher, die Verderber und Verstümmler unserer Sprache! Alle, alle möcht' ich sie spießen und braten! — „Ho, ho," wirst Du, geliebtes Weib, beim Lesen dieser Zeilen sagen, „ist schon wieder einmal die sprachreinigende Wuth über ihn gekommen! Wie oft hab' ich ihn ermahnt, nicht zu reden, noch weniger zu handeln, wenn er merkt, daß der Zorn über ihn kommen wolle. Und nun läßt er seinen Zorn sogar in seinen Briefen gegen mich aus, wie mag er da erst in

der vielgelobten feinen Gesellschaft toben und wüthen, und überall anstoßen und sich am Ende den Kopf einrennen!" — Nun, liebe Marie, so schlimm mögest Du Dir mein Poltern nicht vorstellen; ich weiß mich schon zu mäßigen, wo's am Ort und an der Zeit ist; ich sollte meinen, Du wüßtest es schon, obwol ich auch Deiner Liebe vollständig bewußt bin, wenn Du mit zarter Hand die Zügel anziehest Deinem Getreuen, der in seinem kaum zu mäßigenden Verdruß über die Sprachverderber die Schranken der gesellschaftlichen Wohlanständigkeit zu überspringen den Anlauf nimmt. Aber ist dieser Verdruß in vielen Fällen nicht zu entschuldigen, zu rechtfertigen? Muß es einem Menschen von den Empfindungen, wie sie mir zu Theil geworden, nicht vorkommen, als würd' er plötzlich unter den Rheinfall von Schaffhausen, oder auch nur unter eine einzige seiner Wassersäulen gestellt, oder als würden seine Seelenkräfte in einen Zustand versetzt, der den ganzen Menschen reif macht für eine gewisse Abtheilung, Station genannt, des Charité-Krankenhauses zu Berlin, wenn er was erleben muß, wie ich es neulich in Marienbad erlebt habe!

Ich wohnte daselbst in Klinger's Gasthause, welches, wie Dir aus eigener Erfahrung noch

gegenwärtig sein wird, das erste Haus in Marienbad ist, und es natürlich zur Behauptung seines Namens nicht unter „Hôtel" thun kann. Halbmayer, der Besitzer, Schwiegersohn des Stifters Klinger, rechnete auf großen Besuch, der zum Theil schon angesagt war, was ihn veranlaßte, noch ein Paar Kellner anzunehmen, die natürlich von außerhalb gekommen waren. Einer davon, ein hübscher junger Mann, der in dem Stockwerk, worin ich wohnte, den Dienst zu versehen hatte, war in Teplitz gewesen, wo er in einer großen Garküche zu Schönau gedient hatte, nun aber dem Rufe Halbmayer's gefolgt war. Eduard, so hieß er, war ein echter Deutscher, aus Böhmen, von jenseits der Elbe in der Gegend von Reichenberg zu Hause. Er hatte in Prag, dann in Dresden und Leipzig und schon im vorigen Jahre bei Halbmayer zu dessen und seiner Gäste Zufriedenheit gedient.

Du weißt, liebes Weib, daß ich es liebe, mich mit den Dienstboten eines fremden Hauses zu unterhalten, wenn sie Verstand haben und gewitzigt, dabei bescheiden sind. In großen Gasthäusern sind die Kellner gewöhnlich Söhne guter Häuser, meist von Gastwirthen, die ihre Kinder, selbst auch Töchter, und diese für Erlernung der

Küche, bei Fachgenossen in die Lehre geben. Mein Eduard war in dem Falle. Als ich ihn nun einmal fragte, ob man auch in Teplitz in diesem Jahre eine gute Zeit erwarte, sah er mich groß an, ohne Antwort zu geben, und als ich hinzufügte, ob auf viele Badegäste gerechnet werde, gab er mir mit heiterem, wie es mir vorkam, mitleidigem Lächeln die Frage zur Antwort: — Ach, Sie meinen wahrscheinlich die Saison, ob man eine gute Saison erwarte?

Wer ist Schuld an dieser Sprachverderberei? Wer anders als die großen Herren, die es unter ihrer Würde halten, mit der Zunge zu sprechen, die ihnen der liebe Gott hat wachsen lassen, wiewol es nicht unter ihrer Würde ist, ihren Schnabel füttern und ihren Magenmund mästen zu lassen von Leuten, die eine Sprache reden, welche nach den Begriffen jener hohen Herren die roheste und gemeinste aller europäischen Sprachen ist, deren sich ein feiner Mann, und besonders ein Gottesbegnadigter, schämen muß; wer anders trägt die Schuld an der Sprachverderberei, als die Affen jener Herren, die haute volée, die crême der Gesellschaft, die für ihre abgeschlossenen Kreise keine deutschen Namen zu finden weiß, wol aber Alles

magnifique und superbe findet, was von jenseits der Vogesen und Ardennen zu ihr gelangt.

Ich eifere nicht gegen der Franzosen schöne Sprache! Bei Leibe nicht! War sie doch zum großen Theil die Sprache meiner Jugend und — Marion's Sprache! Ich ärgere mich nur über die Sprachmengerei. Keinem Franzosen wird es einfallen zu sagen: Le Teufel fait des progrès! Aber der deutsche Sprachdiable macht sie!

Da bin ich nun einmal wieder in den Fehler verfallen, wegen dessen Du mich, theure Marie, so oft getadelt hast. Statt von der Erdscholle zu sprechen, wo ich das Glück haben soll, Schriftzüge vor mir zu sehen, die Deine kleine, liebe Hand auf's Papier gebracht, die ich küssen werde, als wär's die Hand selbst, schwatz' ich mich in Aerger hinein und ärgere Dich mit, Du liebes Herz; das thut mir weh, nun, da es geschehen ist; — Dein milder Sinn gewähre dem Sklaven Deiner Seele Verzeihung!

Sie trifft mich auf dem Schlosse — — im — —thal, wo ich vierzehn Tage oder drei Wochen, oder nach Umständen noch länger zu verweilen gedenke.

Damit verhält es sich also: —

In Regensburg, wo ich endlich Deine in Ma-

rienbad erwarteten Briefe vorfand, wollt' ich, wie Du weißt, das Dampfboot besteigen, um nach Linz zu fahren. So war der Reiseplan. Aber was heißt es, einen Plan machen? Nichts heißt es, nichts ist es, wenigstens nach den Erfahrungen meines langen, viel bewegten Lebens. Wie viel Pläne zu dieser oder jener Arbeit, zu diesem oder jenem Unternehmen, und wie das Zeugs nur immer heißen mag, wozu der Mensch einen Plan machen zu müssen glaubt, sind von mir gemacht worden! — Und was ist aus ihnen geworden? Entweder wurde der Entwurf während der Ausführung ganz über den Haufen geworfen und auf den Kopf gestellt, oder er war, bevor noch der erste Schritt zur Ausführung geschehen war, zerstoben wie eine Seifenblase, die die Kinder aus dem Rohre pusten!

Also Regensburg! Ich schlendere Tages vorher, ehe ich auf der Donau schwimmen wollte, ganz gemüthlich durch die meist engen Gassen dieser alten Ruinen des weiland heiligen römischen Reiches deutscher Nation, und ich stehe eben still vor dem Palaste, in dem der letzte Kurerzkanzler gehauset, der Häuptling unter den Verräthern am Reich, von dem ein Jahrgehalt anzunehmen ein deutscher Mann, wie Hans Paul Friedrich Richter es

gewesen ist, sich hätte schämen sollen, vor diesem Palaste steh' ich und schau ihn mir ganz gemächlich an, darüber denkend, was Alles dieses Gemäuer erzählen würde, wenn's sprechen könnte, — da werd' ich plötzlich von hinten am Arm angefaßt. Rasch dreh' ich mich um, und wer steht vor mir: — Baron Joseph von Y. — Da war die Freude groß von seiner, wie von meiner Seite. Du kennst den lieben Mann von 1852 her, als er, von seinen Bergen herabgestiegen auf die Maulwurfshügel an der Obula, uns in unserm Landhause zu besuchen kam. Wie freute er sich damals, Dich kennen zu lernen! Und auch jetzt bei dem zufälligen Zusammentreffen in Regensburg war seine erste Frage: Wie geht's dem schönen Weibe? Wie bedauerte er es, daß Du nicht bei mir bist, daß Du nicht mitgewollt! Ueber den weiblichen Eigensinn! rief er aus. Hat er recht, oder unrecht, liebe Marie?

Baron Joseph hat meinen Reiseplan vernichtet! Ja, ja, so geht es mit Reiseplänen! Er lud mich so liebevoll und dringend zu sich nach Schloß — — ein, daß ich nicht lange widerstehen konnte; statt eines Herzens hätt' ich ein Granitgeschiebe, wie sie in der Leipzigerstraße vor unserm Garten an der Steinstraße liegen, in der Brust haben

müssen, hart und kalt wie dieses; und doch ist das belebende Princip in mir so weich und so warm! Oft weicher und wärmer, als es von den landläufigen Regeln der Lebensklugheit gebilligt wird. Werd' ich gegen diese einen Verstoß gemacht haben, indem ich dem Drängen des Barons nachgegeben? Ich glaube nicht, — ist er doch eine so gute, eine so treue Seele, in der kein Falsch wohnt, wie ich durch fast dreißigjährige Bekanntschaft weiß, die, wie ich Dir wohl früher erzählt zu haben vermeine, im Jahre 1827 durch Briefwechsel angeknüpft wurde.

Wir fuhren mitsammen von Regensburg nach München. Die Gegend ist einförmig, wellig wie das Meer, wenn's seine regelmäßigen Schwingungen macht, ohne Wechsel, ohne Hervorragungen und Vertiefungen, die nur in bedeutender Steigerung einer Landschaft den Charakter des Schönen aufdrücken. Es ist die baierische Hochebene, auf der man fährt. Sie hebt sich von der Donau bei Regensburg um ungefähr 700′ bis München. Die Donau fließt unter der Brücke bei Regensburg in einer Höhe über der Meeresfläche, die gerade eintausend Fuß beträgt, trügen nicht die Rechnungen, die darüber im Jahre 1828, und auch noch später, angestellt wurden. In

Landshut — wo das höchste Gebäude in Deutschland steht, der Märtensthurm nämlich, dem man, irr' ich nicht, eine größere Höhe einräumt als dem Stephansthurm in Wien — gelangt man in's Isarthal, dem man aufwärts bis Freising folgt. Rechts wechselt der Thalrand in abgerundeten Formen mit Feld und Wald ab, unten im Thale, in dem meist die Straße zieht, ist der Boden mit Wiesen bekleidet, aber auch an vielen Stellen mit Geröll überschüttet, mit Trümmern des Hochgebirges, die der wilde, ruhelose Alpenstrom auf seinem langen Wege zerkleint, zerbröckelt hat, mit jedem Hochwasser im Stande, sein Bett zu verändern, also auch das Eigenthum an Grund und Boden. Diesem Zerstören und Wiederbilden durch Wasserkräfte vermag der Mensch keine Schranken zu setzen, keine bestimmte Bahn anzuweisen; er muß, so mein' ich, die Kräfte wirken lassen, wie sie eben wollen, höchstens ihre Wirkungen zu mäßigen und darum unschädlicher zu machen suchen, nicht aber sie beherrschen, bewältigen wollen, wie das so oft von gelehrten Wasserbaukünstlern versucht wird zum Nachtheil der Anwohner des Stromes oder auch des Landessäckels der gesammten Staatsgesellschaft. Vor vierzig Jahren hab' ich über den Zustand der baierischen Ströme und die Mittel

ihren Verwüstungen Einhalt zu thun, viel in Wiebeking's Wasserbaukunst gelesen; ich hab' aber Alles rein, rein vergessen! — Bei Freising ist die Gegend durch Manchfaltigkeit der Boden- und Pflanzenformen belebt; sie macht auf das ästhetische Gefühl für Landschaftsbildnerei einen wohlthuenden Eindruck. Von Freising aber nach München zu ist's ganz anders! Eine Reimerei, die etwa so lautet: —

Blau Tuch, Erbsen, Kieselstein und Sand,
Sind die vier Element' im Brandenburger Land!

hab' ich in der Jugend zuweilen aus dem Munde von Oberdeutschen, auch von Baiern gehört, indem sie damit noch schärfer des „heiligen Reichs Erz-Streusand-Büchse" zu bezeichnen wähnten! Allein eine trostlosere Gegend wie die zwischen Freising und München kenn' ich in der ganzen Mark Brandenburg nicht, und die kenn' ich doch vom Anfang bis zum Ende, die Kreuz und die Quer.

Als Du noch ein Kind, als Du ein Mädchen von elf Jahren warest, lauschtest Du den Schilderungen, die ich Deinem Vater von meiner damaligen Reise nach München und Tegernsee bei der Heimkehr machte. Ich weiß es noch, als wär's erst gestern gewesen, wie Du mir in die Rede fielest und lebhaft sagtest: — Onkel, irrst Du Dich

nicht? Herr ***, unser Geographie-Lehrer in der Elisabethschule, hat uns doch erst neulich den Unterschied zwischen Norddeutschland und Süddeutschland durch Tiefland dort und Hochland hier erklärt, wie verträgt sich das mit dem, was Du dem Vater da von der Ebene von München sagst, die so glatt sein soll, wie eine Tischplatte! — Soll ich Dich, liebe Marie, daran erinnern, wie ich Dich beim Kopfe nahm und Dich auf die Stirn küßte vor Freude, daß mein Nichtchen eine so aufmerksame Schülerin in der Erdbeschreibung sei (wer hätte damals gedacht, daß ich dasselbe Nichtchen später als mein eheliches Weib in die Arme schließen würde!), und wie ich Dir sagte: Euer Herr *** hat in der Hauptsache recht, nebenbei aber auch ein Bißchen unrecht, oder vielmehr, ihr Mädchen habt ihn nicht recht verstanden, so muß ich mich eigentlich ausdrücken. Wenn man in der Erdbeschreibung von Hochland spricht, so versteht man darunter ein Land, welches in einer gewissen Höhe über dem allgemeinen Wasserpaß der Erde, nämlich über der Meeresfläche (so mußt' ich auf Deine Frage erläuternd hinzufügen) steht. In dieser Höhe kann nun aber der Boden sowol bergig und gebirgig, als auch flach und eben sein. Und so ist von Freising nach München hin und

darüber hinaus bis Holzkirchen und bis an die Mangfall, die aus dem Tegernsee fließt, oder bis an den Fuß der Alpen die ganze Gegend zur Rechten wie zur Linken so flach und so eben wie eine Tischplatte, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Tischplatte der Regel nach wagerecht steht, die Münchener Platte dagegen geneigt ist in der Richtung von Mittag nach Mitternacht.

So erklärt' ich Dir, geliebte Marie, damals die Bodenansicht der Münchener Hochebene, sehr wahrscheinlich mit dem Zusatze, daß diese Platte von zwei Thälern stellenweise tief eingeschnitten sei, vom Thal der Isar und von dem der Würm, die der Abfluß ist des gleichnamigen Sees, welchen man auch nach dem an seiner Nordspitze gelegenen Hauptorte den Starnberger See nennt. Sieh' Dir das geographisch-landschaftliche Bild von diesem Stolze der Münchener an, welches unter den anderen erdkundlichen Schildereien in der kleinen Bibliothek hängt; das Bild hat in der Mitte einen Grundriß des Sees, und rings umher sind Ansichten der schönsten Ufergegenden angebracht; ich brachte den schönen Kupferstich damals mit aus München, es war ein Geschenk des verstorbenen Vollrath H. Nun, seit damals hat sich in der Naturbeschaffenheit der Münchener Hochebene

Nichts geändert, wenn man von dem schmalen Raum des Isarthales absieht, wo tagtäglich Veränderungen vorgehen. Die Getreidefelder sehen noch eben so mager und dürr aus, wie damals, und die rothstämmige Föhre bildet zwischen Freising und München auch heute noch den Hauptbaum in den kleinen Waldgruppen, welche hie und da den Gesichtskreis schließen, indeß sie gegen die Berge hin allmälig der Fichte, der Buche und Eiche Platz macht, die auch schon größere Forsträume decken.

Baron Joseph ist im Recht, wenn er bedauert, daß Du, geliebtes Weib, nicht bei mir bist. Ich bedauere es nicht, ich beklage es! Wärst Du da, ich brauchte nicht zu schreiben, nämlich an Dich — eine große Wahrheit! rufst Du sicherlich spöttisch lachend aus — ich würde zu Dir reden; und wenn ich dennoch schreiben wollte, etwa an Elvira, so würde des Töchterleins zweite Mutter hinter dem Vater stehen und ihm auf's Papier schauen, und ihn ermahnen, das liebe Kind nicht länger mit einem Geschreibsel zu langweilen und zu verwirren, von dem die Empfängerin, die verurtheilt ist, es zu lesen, nicht weiß, wo Anfang und Ende ist, und was es eigentlich besagen will. Wahrhaftig, theure Marie, ich glaube, Du wür-

dest, sprächest Du also zu mir, recht haben, denn ich finde selbst, daß ich ganz von dem abgekommen bin, was ich Dir eigentlich zu sagen habe. Verzeihung, geliebtes Weib!

Baron Joseph von Y. ist in München zurückgeblieben. Er hat dort einige Geschäfte für sich und im Namen seiner Nichte abzuwickeln. Ich bin unterdessen der drückenden, auf der Hochebene herrschenden Festlandshitze, die in München 20° und darüber betrug, entflohen hierher an die kühlen Ufer des Chiemsees, der in dieser Jahreszeit die im Innern des Festlandes seltene Erscheinung der abwechselnden Winde, des Land- und Seewindes, darbietet, durch gegenseitigen Austausch von Luftschichten entgegengesetzter Wärmegrade. Auf der Südseite beschattet von der Mauer der hohen Kalkalpen, die fast unmittelbar gegen das Seeufer abstürzen, auf der Mitternachtsseite gegen das offene Land frei und bloß gelegt, kann diese größte Wasserfläche in Deutschland — (den Bodensee darf man leider nicht mehr als eine rein deutsche Wasserfläche betrachten, obwol rings um ihn her deutsche Zungen Allemannisch-Baierisch plaudern, ob auch Schwäbisch? ich weiß es nicht) — unter begünstigenden Temperatur-Verhältnissen der Erscheinung der Wechselwinde kaum

entgehen. Auch die Wuth des Sturmwindes kennt man am Chiemsee und ist von seinen Anwohnern gefürchtet. Bei hohen Temperaturgraden bilden die oberen Luftsäulen über dem See und seinen flachen Umgebungen einen aufsteigenden Strom, der einen leeren Raum zurückläßt, welchen die von der Alpenwand herabstürzende kalte Luft auszufüllen strebt. Warme und kalte Luftschichten kommen in Berührung, und es entsteht zwischen beiden ein Kampf, welcher an der Oberfläche des Sees die heftigste Wellenbewegung hervorbringen soll, eben so heftig wie der wüthendste Nordwestern an den Nordseeküsten. Ich habe dieses Schauspiel hier am Chiemsee noch nicht erlebt.

Die besondere Veranlassung, die mich zum Ausreißer von München gemacht hat, ist der Fischreichthum, wegen dessen der Chiemsee im ganzen Baierlande und weit darüber hinaus bekannt ist. Man sagt, und es giebt hier in den Seeortschaften Leute, die da steif und fest behaupten, der Chiemsee enthalte achtzig und drei verschiedene Arten von der — kaltblütigen Thierwelt. Ich mag den guten Leuten nicht widersprechen, denn sie sind auf die dreiundachtziger Zahl ganz versessen; warum soll man den Menschen einen Lieblingsgedanken entfremden, den sie mit der Mutter-

milch eingesogen haben; was aber ist löblicher: den Leuten einen Lieblingsgedanken lassen, von dem man überzeugt ist, daß er auf falschen Unterlagen ruht, oder den Irrthum bekämpfen, wo man ihn hört und sieht? Ich denke Letzteres: denn die Wahrheit allein ist es, die der Mensch, und zwar jeder, besonders aber der denkende Mensch, stets und immerdar vor Augen haben muß. Ich aber habe nicht eben Lust, die Chiemsee-Anwohner jetzt ihres Irrthums zu überführen. Dazu gehört bei diesen einfachen Fischerleuten mit ziemlich rauhen, ja rohen Manieren — (die so weit gehen, daß sie ihre Fischerfahrzeuge, wie die wildesten Indianer in Südamerika, aus einem Baumstamme höhlen, das sind ihre sogeuannten Einbäume!) — mehr Zeit, als ich zu haben glaube; denn, wenn nicht morgen, so kommt Baron Joseph doch gewiß übermorgen, um mich zur Wanderung in sein Hochthal abzuholen.

Ich sitze hier am Chiemsee, aber wo? wirst Du, theures Weib, fragen. Und Du wirst hinzusetzen: Ich habe immer sagen hören, und mein Herr und Gemahl bestätigt es in diesem Briefe, der Chiemsee sei ein großes, ein recht großes Wasser, er muß also einen großen Umfang haben, und an dem haben mithin viele Ortschaften Platz.

Nun, ich will es Dir sagen: ich sitze im kleinbürgerlich, aber ganz gemüthlich eingerichteten Gasthause, zum Kronprinzen genannt, zu Prien, einem recht artigen Marktflecken am westlichen Rande des Sees, eine Viertelstunde Weges von dessen Ufer, das auf dieser, wie auf der ganzen Südseite mehr oder minder sumpfig, zum Theil morastig ist, mit dieser Uferbeschaffenheit andeutend, daß die Wasserfläche einst größer war, als gegenwärtig, indeß die geringe Wassertiefe an dieser Seite auf eine fortwährende Abnahme der Seeausdehnung hinweist, von der die älteren unter den Fischerleuten bestimmte Anzeichen zu haben behaupten. Stock heißt der Priener Landungsplatz des Dampfbootes, welches täglich zwei Mal über den See nach Arlaching, am nordöstlichen Ufer, und eben so oft zurückfährt.

Prien ist der Sitz eines Landgerichtes im Regierungsbezirk Oberbaiern, und in der Beziehung mit Nauen, Belzig und Teltow, diesen Städten und Städtchen in der Provinz Brandenburg, zu vergleichen, wo die Landräthe der Kreise Osthavelland, Zucha-Belzig und Teltow ihren Sitz haben. Ein baierisches Landgericht hat aber einen weitern Geschäftskreis, als ein preußischer Landrath, der, wie Du weißt, nur die allgemeinen Regierungs-,

die Polizei- u. dgl. Angelegenheiten zu verwalten hat, wogegen der baierische Landrichter, dem in größeren Landgerichtsbezirken ein oder zwei Beisitzer als Gehülfen zugetheilt sind, mit jenen eigentlichen Verwaltungssachen zugleich die Rechtspflege in bürgerlichen Streitigkeiten wie in Sachen verbindet, welche dem Strafrecht verfallen sind. Ein baierischer Landrichter ist mithin eine weit wichtigere Person, als ein preußischer Landrath; auch bildet er sich nicht wenig auf seine Würde ein, die ihm innerhalb seines Bezirks eine Macht verleiht, gegen welche Niemand aufkommen kann; ein Unglück für den Bezirks-Eingesessenen, wenn diese Macht zufällig in die Hand eines Mannes gerathen ist, dem die Freiheit des Denkens und Handelns und die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit in der Auslegung und Ausübung der Gesetze nicht immer zur Seite stehen.

Der Marktflecken Prien liegt am östlichen Fuße einer erhöhten Ebene, die den Innstrom von dem Wassersystem des Chiemsees scheidet, wie es mir vorkommt, auf ehemaligem Seeboden. Ersteigt man den Rand jener erhöhten Ebene, so entfaltet sich vor dem Auge des Schauenden ein Panorama, wie es die vielbelobte Schweiz nicht schöner und umfangreicher darbieten kann. Auf

der Südseite haben wir die mächtigen Kalkalpen vor uns, wie sie mit einem Male aus dem Schooße der Erdkruste emporgequollen sind als gewaltige Massen, lang und breit und hoch, von 6000' bis 10000' über dem Meere, in einer Manchfaltigkeit der Form, von der man sich keine Vorstellung machen kann, an den Gipfeln gegen den Himmel hin endigend mit Zacken und Zinken, Säulen und Pyramiden, gothischen Thürmen und Minarets und anderen fantastischen Figuren, die jeden Augenblick den Einsturz und Herabsturz zu drohen scheinen. Gerade gegen Mittag von uns bildet im Hintergrunde das prachtvolle Kaisergebirge dieses Panorama, rechts oder gegen Abend verfolgt das Auge die Alpenmauer über den fabelhaft aussehenden Wendelstein und die Berge von Tegernsee, bis zu denen, welche den Kochel und den Walchen in ihrem tief verborgenen Schooß vergraben haben, und links oder morgenwärts schließt die Aussicht über Salzburg hinaus erst mit den Bergen des Salzkammergutes, darin Ischl ein Hauptpunkt ist, der den norddeutschen Touristen, besonders den Berlinern, in neuerer Zeit bekannt ist, seitdem Elisabeth, Preußens erhabene Königin, die dortigen Soolbäder benutzt hat; — vorher wußte der tausendste Theil von — „die juten Berliner,

die eene Reese=Saison machen missen, nischt von's Salzkammerjut, ooch nischt von Ischl." — Dieses Panorama hat eine Ausdehnung von wenigstens zwanzig deutschen Meilen. Aber nicht blos die Formen der Berge nehmen Deinen Blick in Anspruch, noch ein Anderes ist es, was Dein Auge fesselt, es ist ihre Färbung! Ganz unten ist die Färbung lichtgrün. Das sind die Vorberge, auf denen stellenweise noch der Pflug gezogen, meist aber nur die Hacke gebraucht werden kann, das steinige Erdreich zu lockern zur Aufnahme des Saatkorns von Gerste und Hafer; das Korn ist vor wenig Wochen erst aufgegangen und entfaltet jetzt ein Smaragdgrün, wie der Edelstein selbst es nicht zu strahlen vermag. Darüber erheben sich die Bergwiesen, die mit ihrem dunklern Grasgrün eine wunderbar schöne Schattirung zu jenem bilden. Auf ihnen wird das Gras kunstmäßig gebaut und dabei, wo es nöthig ist, Bewässerung durch Rieselgräben benutzt. Diese Wiesen liefern hauptsächlich Heu, als Winterfutter für's Vieh. Stelle Dir aber, liebe Marie, nicht vor, daß diese Bergwiesen nach oben hin plötzlich an einer glatt gezogenen Gränzlinie aufhören; mit Nichten! Diese Wiesengränze ist vielfach gebrochen, zickzackartig; bald ist sie tiefer, bald steigt sie in irgend einer

durch Boden oder Stellung begünstigten Bergschlucht höher hinauf, wo sie sich allmälig in der Waldregion verliert, die nun ihren breiten Kranz um die ganze, von hier sichtbare Alpenwand gegürtet hat, breit von unten nach oben; unten die Laubwälder vorherrschend, so weit ich das Laub von hier aus an den nächsten Bergen erkennen kann, Buchen und Eichen, oben die Nadelwälder, die offenbar aus Fichten bestehen, urtheil' ich nach der dunkelgrünen Tinte, davon sie den Schein aus großer Höhe in das tief unten stehende Auge werfen. Auch diese Waldregion schließt nicht mit einer geraden Linie ab; die Bäume werden nach oben hin allmälig lichter, dann auch die Stämme dünner, zuletzt selbst kleiner, — was Alles ich noch durch die Brille erkennen kann, — das muß das Krummholz, die Zwergföhre sein, mit der der Baumwuchs an den Bergabhängen nach oben hin aufhört. Was die Gelehrten von der physikalischen Geographie Alpenregion nennen, heißt man hier zu Lande ganz einfach Bergweide. Sie beginnt am Abhange der Berge, wiederum ohne jede scharfe Begränzungslinie, zum Theil schon in den obersten Strichen des lichter gewordenen Fichtenwaldes, dann aber fast vorwaltend zwischen den vereinzelt stehenden Krüppeln des Krummholzes. Ich

bilde mir ein, den bunten Blumenteppich zu erkennen, der die Region der Bergweiden bezeichnet! Es ist aber auch nur ein Bild der Einbildungskraft, das ich mir vorspiegele; die Entfernung ist zu groß, als daß ich selbst mit dem Dollond, — den Du, böses Weib, mir mitzugeben vergessen, sicherlich aus Absicht, weil Du ihn ja selbst zum Beobachten von unserer Warte aus benutzest, um zu erspähen, was für Berliner Volk vom Bahnhofe hereinströmt, das, weil es in seinem Thiergarten nicht mehr Platz findet, nunmehr Erholung sucht in den Gärten von S. S., im Neuen Garten, auf dem B. B. und bei Walter in Kl. Gl. — die Farbenpracht der Alpenflor unterscheiden könnte, wenn sie überhaupt schon da wäre. Das ist sie aber nicht, die Vegetation ist heuer zurückgeblieben; wir sind am Ende des Junimonats, und noch liegt viel Schnee in der Region der Bergweiden, was denn auch die Ursache ist, daß ich die natürliche Färbung der obersten Region, der nackten, pflanzenleeren Bergwände und Bergspitzen, die, wie mir mein Priener Führer sagt, durchweg die ganz weiße und grauweiße sein soll, von der Farbe der Schneedecke nicht unterscheiden kann.

Geliebte Marie! Du hast einen zu offenen

Sinn für's Schöne, besonders für das Schöne, wie es Gottes Natur darbietet, als daß ich befürchten müßte, Du werdest den Versuch einer Beschreibung des Alpen-Panorama von Prien für langweilig, oder gar für überflüssig halten. Es ist aber auch nur ein sehr schwacher Versuch, mit dem Du vorlieb nehmen wollest. Deine lebhafte Einbildungskraft muß das Beste thun zur Ausschmückung des Bildes; allein wie und womit Du auch schmücken mögest, nie wirst Du die Wirklichkeit treffen. So ist es auch mir gegangen! Ich glaubte mir nach Anschauung von Alpenlandschaften, wie davon u. a. in Freund M.'s Gemäldesammlung mehrere ganz vorzügliche waren, und nach dem Studium naturhistorischer wie — romantisch-touristischer Beschreibungen und Schilderungen ein ziemlich richtiges Bild von der landschaftlichen Physiognomie der Alpen in der Seele geschaffen zu haben, allein welche Täuschung, als ich die Berge nun endlich selbst vor Augen sah!

Mit dem Panorama von Prien bin ich noch nicht am Ende.

Die Wasserfläche, die vor uns liegt, scheint unermeßlich zu sein. Von meinem Standpunkte ist das jenseitige Ufer zwei Meilen entfernt. Die Seefläche sieht dahinwärts aus, als gränze sie

mit dem Himmel, ich erkenne kaum ein Ufer! Der Vordergrund meines Panorama ist mit drei Seeinseln geschmückt, eine davon ist kleiner als die anderen. Auf den beiden größeren stehen menschliche Wohnungen im Schatten hoher Bäume, die, nach den eckigen und knorrigen Aesten und Zweigen zu urtheilen, wie ich sie zu erkennen glaube, zum Theil Eichen sind; eine andere Baumform deutet die Buche an, die Fichte ist leicht zu unterscheiden.

Doch was sag' ich! Nur einer dieser Werder, der größere und vordere, hat menschliche Wohnungen; der andere dagegen, der kleiner ist und weiter zurückliegt, enthält über der Erde eine Grabstätte für lebendige — Todte!

Frauenwörth oder Frauenchiemsee, wie diese Todteninsel heißt, ist auch heute noch ein Nonnenkloster, wie vor elfhundert Jahren, als es gestiftet wurde. Man weiß durch urkundliche Ueberlieferung, daß die Kirche dieses Frauen-Convents im Jahre 782 eingeweiht worden ist. Das noch vorhandene uralte Portal scheint jener fernen Zeit zu entstammen. Irmgard, eine Tochter König Ludwig's des Deutschen, starb hier als Aebtissin im Jahre 900. Ihr Sarkophag steht jetzt in der Mitte der Klosterkirche und wird von den Kloster-

frauen stets reich mit Blumen geziert. Auch eine andere Dame von hoher Geburt, Gerbirg, eine Schwester des Kaisers Heinrich I., war auf Frauenchiemsee Aebtissin, und Heinrich IV. gab dem Kloster im Jahre 1077 einen besondern Bestätigungsbrief. Deshalb hieß das Frauenstift Chiemsee stets ein königliches, und die Aebtissinnen, die nur aus edlen Geschlechtern gewählt werden durften, trugen bei feierlichen Gelegenheiten eine Königskrone.

Am Schluß des 9. Jahrhunderts wurde das Kloster durch den Einfall der Hunnen in Schutt gelegt. Es erhob sich aber bald wieder, nunmehr indeß nur noch als Tafelgut der Salzburger Bischöfe. Die Klostergebäude erlitten im Laufe der Jahrhunderte mehrmals Zerstörung durch Brand; die gegenwärtig stehenden sind im Jahre 1730 aufgeführt worden. Die Reformation bedrohte Frauenchiemsee mit Auflösung; von vierzehn Conventualinnen waren 1558 nur vier im Kloster. Bei der Säcularisation im Jahre 1803 wurde das dem Convent gehörige Brau- und Wirthshaus verkauft, nicht aber das Klostergebäude selbst, das den frommen Frauen verblieb, die man darin wollte absterben lassen. Im Jahre 1837 lebten ihrer noch drei, die sich von dem, die Insel zu-

fällig besuchenden König Ludwig die Wiederherstellung des Klosters erbaten. Es war damals in Baiern die — Klosterzeit! — Nicht nur, daß der König die Bitte der alten Jungfrauen bewilligte, er schenkte ihnen auch 36,000 fl. aus seiner Privatkasse, um das fromme Werk recht würdig zu Stande zu bringen.

So ist Frauenchiemsee, nachdem es vierunddreißig Jahre lang Aussicht hatte, der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben zu werden, was allein in der Absicht Max Joseph's von Baiern gelegen hat, auf's Neue eine Gefangenstatt geworden für die schönere, die zartere Hälfte unseres Geschlechts. Die Bewohnerinnen von Frauenchiemsee sind, so erzählt man mir, den strengsten Ordensregeln unterworfen. Dasjenige Mädchen, welches die Schwelle dieses finstern Gebäudes überschritten, ist für die Welt todt; die Unglückliche, zu spät den unüberlegten Schritt bereuend, darf nie die Klostermauern verlassen, ja sie darf innerhalb derselben nicht einmal ihre Mutter wiedersehen, keine ihrer Schwestern oder sonst eine nahe Verwandte. Sie ist todt für ihre Familie, todt für Alle, die sie gekannt haben; sie ist als sogenannte Himmelsbraut ein Opferlamm religiöser Schwärmerei, von der man kaum glauben

sollte, daß sie noch in unseren Tagen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, im Stande sei, den Verstand zu verwirren! Ist es nicht entsetzlich, sehen zu müssen, wie die Bestimmung des menschlichen Daseins, wie insonderheit die Bestimmung, welche Gott dem Weibe gegeben, auf so fürchterliche, ja ich möchte sagen, auf so verbrecherische Weise verhöhnt wird!

Ein Anderes ist es um Frauenklöster, deren Bewohnerinnen sich mit der Erziehung und dem Unterricht der weiblichen Jugend beschäftigen, obgleich auch sie bei vielen Lichtseiten sehr tiefe Schatten werfen. Und noch anders verhält es sich mit denjenigen Klöstern, die, aus der päpstlichen Zeit stammend, das Reformationszeitalter in vielen protestantischen Ländern aufrecht erhalten hat bis auf unsere Tage. Diese Frauenklöster, mehrentheils aus Stiftungen reich begüterter Familien des Landes entstanden, hatten ursprünglich die Bestimmung, den unversorgt, d. h. unvermählt gebliebenen Töchtern dieser Familien, also Jungfrauen, die schon mehr oder minder in die Periode des weiblichen Mittelalters getreten waren, ein gesichertes Unterkommen für die übrige Lebenszeit zu verschaffen. Und diese Bestimmung haben die aus der Reformationszeit geretteten Klöster

dieser Art noch heute, mit dem Unterschiede jedoch, daß die strengen Regeln, deren sich zur päpstlichen Zeit die Jungfrauen beim Eintritt in's Kloster unterwerfen mußten, durch die Kirchenverbesserung entweder ganz aufgehoben oder doch so gemildert worden sind, daß man sie als kaum mehr bestehend betrachten kann. Zu den Anstalten dieser Art gehören, wie Du weißt, bei uns in der Mark Brandenburg die Klöster zum heiligen Grab und Marienfließ zu Stepenitz, beide in der Prignitz; in Hannover, in Hessen, in Mecklenburg und Pommern giebt es deren ebenfalls, und vorzüglich reich daran ist die alte ehrwürdige Hansestadt Strelasund oder Stralsund, deren Stiftungen über einen Grundbesitz auf dem festen Lande von Pommern wie auf der Insel Rügen verfügen, welcher an Größe und Ertrag die Grundbegüterung mancher souverainen Fürstenfamilie in Deutschland übertrifft, ich glaube sogar die des preußischen Königshauses! Diese Ueberreste aus der päpstlichen Zeit in den protestantischen Ländern, für die man den alten Namen Kloster beibehalten hat, sind Versorgungs-Anstalten für Jungfrauen adeligen und bürgerlichen Standes, daher Werke der Mild- und Wohlthätigkeit, die in unserer Zeit zu vermehren nicht dringend, nicht oft genug empfohlen

werden kann. Und unsere Zeit hat gerade in den protestantischen Ländern mehr als ein Frauenkloster dieser Art entstehen sahen. Ich erinnere Dich, geliebte Marie, nur an unser Berlin, das in der ganzen deutschen Welt als ein Hauptsitz des ärgsten Materialismus verschrien ist, dem man jeden Sinn für Nächsten- und Menschenliebe abzusprechen liebt, wo geistiger Hoch- und Uebermuth seinen Thron aufgeschlagen haben soll, zu dessen Füßen Gottvergessenheit und Gottlosigkeit im Höllenpfuhl der Sünde sich wälzen sollen, in eben diesem Sodom und Gomorrha unserer Zeit, wie die Dummheit sich ausdrückt, sind unter unseren Augen Frauenklöster, d. h. Versorgungs-Anstalten für unvermählt gebliebene Jungfrauen und mittellos hinterbliebene Wittwen, gegründet worden, vornehmlich durch Hollmann, den wackern Schützer des erwerbsunfähigen weiblichen Geschlechts, und eben so durch die fromme Präsidentin von Scheele, deren Stiftung leider ansehnlich geschmälert worden ist durch einen Menschen, der im Jahre 1816 und später, trotz seines im Befreiungskriege zerschossenen linken Beines, was ihn zum Hinkenden gemacht hatte, der Adonis der Berliner jungen Damenwelt war, in den sich jedes Mädchen verlieben mußte; so wollte es der gute

Ton, es war so Mode. Liefen sie ihm nicht alle nach die hübschen jungen Damen, wenn der Adonis die Linden auf- und abhumpelte! Und wenn man sich über dieses Gebahren der Berliner Schönen, ehrbaren und unehrbaren, wunderte, dann sprach der Neid aus Einem und man mußte die schnippische Rede hören: Warum sollen wir den schönen R. nicht schön finden, warum sollen wir ihn nicht verehren, der für seinen König, für's Vaterland, also auch für uns, geblutet hat und ein Krüppel geworden ist; und wie hat der König ihn, den tapfern Degen, geehrt, hat er ihm nicht als Anerkennung seiner Tapferkeit das höchste der Ehrenzeichen, die für die Kämpfer der Befreiung gestiftet worden, auf der linken Brust befestigt! Und so war es wirklich; der junge Mann, der als freiwilliger Jäger mit der Büchse im Arm ausgezogen, kehrte als Offizier mit dem Degen an der Seite zurück, geschmückt mit der ersten Klasse des eisernen Kreuzes. Und derselbe tapfere Degen von 1813 war etwa vierzig Jahre später der Ehre und seines Ehrenzeichens so wenig eingedenk, daß er an der frommen Stiftung der Präsidentin von Scheele zum Betrüger, zum gemeinen Verbrecher wurde, der der gerechten Strafe durch ein

zweites Verbrechen auswich, durch Selbstmord in der Untersuchungshaft.

Was schwatzet der mir da Alles vor! wirst Du, geliebtes Weib, ausrufen, wenn Du diese Zeilen gelesen hast, und vielleicht hinzufügen: Das sind ja Alles bekannte Dinge! Wozu sie aufwärmen! Du hast ganz recht, und auch nicht ganz recht; denn man kann sich die Schwäche und Charakterlosigkeit der Nebenmenschen nicht oft genug als Spiegel vorhalten zur Warnung und Mahnung! Das Interesse spricht alle Sprachen und spielt alle Rollen, selbst die des Uneigennützigen; so war es bei dem Adonis von 1816, der, weil er sonst nichts zu thun hatte, im Laufe der Jahre vom Stadtgericht zu Berlin, auf seine Anregung, mit einer Menge Vormundschaften betraut wurde. Ob er bei deren Verwaltung auf der Bahn der Ehre verblieben, weiß ich nicht, wenngleich es mir etwas dunkel vorschwebt, als habe der an der Frau von Scheele gespielte Betrug mit einer jener Curatelen im Zusammenhange gestanden.

Und nun lade ich Dich noch ein, von dem Scheele'schen Frauenkloster in der Friedrichsstraße zu Berlin mit mir einen Spaziergang dieselbe Straße hinab oder hinauf zu machen, — wie Du willst, — über den Platz des Schönbundes hin-

weg, wo die Friedenssäule, mit Rauch's unschöner Victoria darauf, steht, zum Halleschen Thore hinaus und die breite Fahr- und Fußbahn rechts einzuschlagen zum Berg des Kreuzes von 1813 bis 1815! Auf diesem Spaziergange weis' ich Dir gleich außerhalb des Thores — und Du wirst wiederum sagen, ich weiß es ja! — zur rechten Hand ein stattliches Gebäude, in dessen Giebelfelde Du in vergoldeten Buchstaben die Inschrift liesest: Rother's Stift. Das ist unter den neueren Frauenklöstern oder Versorgungsanstalten für alte Jungfern bürgerlichen, besonders des Beamten-Standes das älteste, gestiftet von dem größten Finanzmann, den der preußische Staat innerhalb des verflossenen halben Jahrhunderts gehabt hat, von Rother, der sich vom gemeinen Soldaten und Regimentsschreiber, der er bei der großen Sündfluth von 1806 war, aufgeschwungen hat zum Staatsminister, in welcher Eigenschaft er, vorher auch ohne diesen Titel, Jahre lang dem Seehandlungs-Institut vorgestanden hat, von dem er in den Märztagen 1848 durch Schwäche, gepaart mit Undankbarkeit, schmählicher Weise vertrieben wurde.

Dem großen Haufen in Berlin, und am allerwenigsten der Frauenwelt, die doch am meisten Interesse daran zu nehmen hat, ist es nicht bekannt

geworden, wie die Stiftung dieses Rother'schen Frauenklosters bei Berlin zu Stande gekommen. Sollt' es Dich, liebes Weib, nicht interessiren, zu hören, wie das zugegangen? Ich kann Dir diese Frage nicht durch ein Telegramm vorlegen, weil es hier in Prien kein Telegraphenamt giebt, also kann ich auch Deine Antwort nicht erhalten; allein in der Voraussetzung, daß die Geschichte des Klosters Dir nicht ganz unangenehm sein werde, geb' ich sie Dir, wie folgt:

Der Generalpostmeister Nagler, Schöpfer des neuern Postwesens nicht blos im preußischen Staate, sondern in ganz Deutschland, und insonderheit Erfinder, oder vielmehr Vervielfältiger der Schnell- oder Eilposten — denn er fand bei Uebernahme des General-Postamts Eine Schnellpost vor, die unter Seegebarth's Verwaltung zur Befriedigung des Gaumenkitzels entstanden war —, beklagte sich darüber, daß er die Post zwischen Berlin und Königsberg in Preußen nicht so rasch und regelmäßig befördern könne, wie es der Dienst erfordere und wie es Allerhöchsten Ortes gerechter Weise gewünscht und verlangt werde. Und warum konnte das der Nagler nicht? Ganz einfach darum, weil die größere Strecke dieser wichtigen Straße ungebaut und im natürlichen

Zustande als Sand- oder Lehmweg lag, der je nach der Witterung grundlos und unfahrbar war. Nagler verlangte daher von der betreffenden Behörde den alsbaldigen Ausbau der gedachten Straße. Ich weiß nicht mehr, unter welches Ministerium gerade damals das öffentliche Bauwesen gehörte, — denn dieser wichtige Zweig der Staatsverwaltung ist innerhalb der vierzig Jahre, die ich in Berlin denken kann, von einem Ministerium zum andern geworfen worden, weil man sich nicht entschließen konnte, den Ehrenmann, welcher den preußischen Staat seit 1816 mit einem geregelten Straßennetz überzogen hat, zum selbständigen Minister zu machen, — genug, der Minister, zu dessen Geschäftskreise das Bauwesen gehörte, als Nagler mit seiner Klage zum Vorschein kam, erklärte dem General-Postmeister rund weg, er habe kein Geld, um die Straße nach Königsberg vollständig ausbauen zu können. Da war nun freilich Holland in Nöthen. Was war zu machen? Der König wollte die Straße nach seiner zweiten Hauptstadt gebaut wissen, und der Minister, der den Staatssäckel verwaltete, wollte dazu kein Geld haben, oder hatte es auch wirklich nicht. Denn in der damaligen Zeit ging man mit den Staatsgeldern sehr vorsichtig um, man gab nicht mehr

aus, als man einzunehmen die Aussicht hatte, und sorgte vor allen Dingen für die allmälige Verminderung der Schulden, die in der unglücklichen Franzosenzeit von 1806—1812 und durch die Anstrengungen der Feldzüge von 1813—1815 zu einer enormen Höhe angeschwollen waren. Man verfiel, um Nagler's gerechter Forderung Genüge leisten zu können, auf ein eigenthümliches Mittel, nämlich auf das einer Anleihe, mit deren Wiedererstattung eine Prämien-Lotterie verbunden wurde. Rother, damals Präsident der Seehandlungs-Societät, übernahm das Anleihe-Geschäft, das sich auf viele Millionen belief, und — um es kurz zu sagen, den glücklichsten Erfolg hatte; nicht allein, daß die Straße von Berlin nach Königsberg vollständig ausgebaut wurde, auch das Seehandlungs-Institut machte bei der Prämien-Lotterie ein — gutes Geschäft, aus dessen Ueberschüssen unter Genehmhaltung des Königs Friedrich Wilhelm III. das Rother'sche Frauenkloster vor dem Halleschen Thore zu Berlin gestiftet worden ist.

Indem ich fortfahren will, klopft es an die Thür, und auf's übliche Herein! tritt mein Herr Kronprinz von Prien ein, mich in höchsteigener Person zur Tafel zu rufen. Ich erzählte ihm, was ich eben geschrieben, und erfahre aus seinem

Munde eine wesentliche Berichtigung, die ich sogleich weiter verbreiten muß in diesem Briefe an meine geliebte Hausfrau und Regentin. — Die Damen im Kloster Frauenwörth, die alten wie die jungen, sind allerdings einer sehr strengen Ordensregel unterworfen, die sie, wie ich oben sagte, von der äußern Welt abschließt, dennoch sind sie für's menschliche Leben nicht verloren, und für die menschliche Gesellschaft nicht, wie man zu sagen pflegt, unnütze Kostgänger; sie halten ein Erziehungs-Institut für Töchter höherer Stände, was ihnen König Ludwig bei Wiederherstellung des Klosters zur Bedingung gemacht hat. Sind aber Weiber, die niemals die Welt sehen, geeignet, Weiber zu erziehen, die für die Welt bestimmt sind? Außer dem Kloster und den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden stehen auf dem Frauenwörth noch einige vierzig Häuser, die von Fischern, Bäckern, Fleischern, Schustern, Schneidern und anderen Handwerkern bewohnt werden, welche für die Befriedigung der täglichen Bedürfnisse der Kloster-Bewohnerinnen zu sorgen haben. Das Gasthaus ist seit langen Jahren ein Sammelplatz von Künstlern von nah und fern, und das dort aufliegende Künstleralbum ein anziehender Tummelplatz von Witz und Humor in Schrift und Zeichnung.

Die zweite und größte der drei Inseln des Chiemsee's ist Herrenchiemsee, auch der Herrenwörth genannt. Ihre Fläche beträgt mehr als 600 baierische Tagewerk des fruchtbarsten Bodens; Felder, Auen und Hochwald wechseln auf ihr in reizender Lage; gegen Süden erhebt sich die auf fester Felsenmasse ruhende Insel ziemlich hoch. Die vormaligen Klostergebäude, von schönen Gärten umgeben, mit den herrlichsten Aussichten auf See und Gebirg sind sehenswerth. In grauester Vorzeit schon hatten sich Mönche auf dieser Insel, wie auf der Insel Frauenchiemsee Nonnen angesiedelt. Karl der Große schenkte diese Insel Kieminsee mit allem Zubehör im Jahre 789 an Bischof Angilram von Metz; aber 875 erklärte Ludwig der Deutsche die Schenkung für ungültig und übergab die Insel an Salzburg. Um's Jahr 900 wurden die Klöster des Chiemsees von den Hunnen zerstört, und Herrenchiemsee lag zweihundert Jahre lang verödet, bis Erzbischof Conrad von Salzburg, ein Graf von Abensberg, es wieder aufrichtete und den Augustinermönchen einräumte. Dies geschah 1131. Im Jahre 1218 wurde hier ein Bischofssitz errichtet. Zur Reformationszeit drohte dem Kloster eine freiwillige Auflösung, da die benachbarten großen Gutsherren auf Hohenaschau, die Freyberge, dem

neuen Glauben zugethan waren und den ausgetretenen Mönchen Schutz gewährten. Als 1558 von Salzburg aus eine Visitation des Klosters abgehalten wurde, waren statt 36 Conventualen nur noch 4 anwesend, und selbst einer von diesen zeigte sich schwankend. Dies änderte sich aber mit der Zeit wieder, und schon 1627 konnte der Neubau des ganzen Conventstocks begonnen werden; 1701 schritt man zum Neubau der Kirche, bis endlich 1803 nach Auflösung des Erzstiftes Salzburg und Verwandlung dieses Landes in ein weltliches Herzogthum die Säcularisation auch dem Bestande dieses Klosters ein Ende machte. Kurfürst Max Joseph von Baiern ließ die Insel um den Preis von 39,500 Fl. verkaufen. Das Kloster zählte zu dieser Zeit 42 Conventualen. Jetzt gehört die Insel der gräflichen Familie von Hunoldstein, die eine ansehnliche Oekonomie, besonders Viehwirthschaft und Viehzucht betreiben läßt, und das ehemalige Klostergebäude wieder in wohnbaren Zustand hat setzen lassen. Die schönen Spitzthürme der Kirche wurden bereits 1804 abgetragen; und ungefähr zwanzig Jahre später die Stiftskirche in ein Brauhaus, und die Gruft in einen Bierkeller verwandelt!!

Jedes Jahr am Pfingstmontag versammeln sich

auf Herrenchiemsee Hunderte von Gästen aus der Nähe und Ferne, um sich bei Musik und Unterhaltung der herrlichen Natur zu erfreuen. Die Wirthschaft auf der Insel ist stets mit Allem versehen, was der Reisende verlangt, und sehr gut eingerichtet. Auch ist es nicht selten, daß ganze Familien hier die Sommermonate zubringen; man erzählt mir von Familien sogar aus Stuttgart, die fast jedes Jahr hierherkommen.

Die dritte Insel, die den Namen Krautinsel führt, ist unbewohnt und dient als Gemüsegarten für die Fraueninsel.

Ueber die Inseln des Chiemsees und die Frauenklöster bin ich ganz abgekommen von meinem eigentlichen Thema; ich wollte von dem magischen Eindruck sprechen, den ich gestern auf jenem Panorama-Standpunkte hatte, als die Sonne im Untergehen begriffen war; schildern kann ich ihn Dir nicht, geliebte Marie, Du mußt ihn Dir denken und ausmalen, wenn ich ein Paar derbe Federstriche mache, die als Skelett dienen mögen: die Sonne sinkt, — scheinbar rascher als im flachen Lande, weshalb? weil die hohen Berge Vergleichungspunkte darbieten. Unten in den Thälern herrscht schon Dunkelheit; sie wird zur Finsterniß! Sie strebt das Licht zu überwältigen; sie geht

an den Abhängen aufwärts, anfangs langsam und schleichend, dann allmälig rascher und wie springend, sie naht sich dem Gipfel, der letzte Sonnenstrahl verläßt auch diesen; das Licht ist besiegt von der Finsterniß.

Ist so ein Sonnenuntergang vor und in den Alpen ein Bild von dem Kampfe, den in der moralischen Welt die Herren der Verfinsterung mit den Jüngern des ewigen Lichts der Aufklärung führen?

Die Finsterlinge haben, wie Du, liebe Marie, Dich erinnern wirst, den Wörterschatz der deutschen Sprache mit vielen neuen Wörtern bereichert. Eins davon heißt Aufkläricht! Und damit glauben sie die Aufklärung recht verächtlich gemacht zu haben!

Die Unsinnigen! Ein Augenblick der Gunst macht sie blind. Die Verlöschung des Lichts liegt außerhalb ihrer Macht. Das Glück erprobt die Charaktere eben so wie das Mißgeschick. Werden wir doch zusehen, wenn sich die Windfahne einmal drehen sollte!

Bevor ich diese lange Epistel schließe, die mich heute am vierten Tage beschäftigt, muß ich Dir, liebes Weib, noch sagen, daß ich ein volles Halbjahrhundert über die Aussprache des Wortes Chiemsee im Irrthum gewesen bin. Ich habe das Ch

so ausgesprochen, wie es mich auf der Schulbank gelehrt worden ist, nämlich als ein hartes G; dann hab' ich das i vom e getrennt, — weshalb? ich weiß es nicht, ich vermag keinen Grund dafür anzugeben; — und so hab' ich denn Zeit meines Lebens Chi-em-See gesprochen! Erst jetzt erfahr' ich, das sei eine ganz falsche Aussprache. Als ich das Wort zum ersten Male hier gegen den Kronprinzenwirth aussprach, verstand er mich nicht, ich schrieb es ihm auf. Ah, sagte er lachend, nun versteh' ich, Sie meinen den Kiemsee! Ich lachte mit, um meine Verlegenheit zu umschleiern! Warum schreibt man den Namen in Büchern und auf Landkarten nicht mit einem K! Andere ehrliche Leute, die vielleicht in denselben Irrthum verfallen wie ich, würden bei Zeiten eines Bessern belehrt, sie brauchten nicht achtzig Meilen weit zu reisen, wie ich es gethan, um sich eines Bessern zu belehren. — Und ich höre Dich schon wieder Tadel aussprechen darüber, daß ich mich etwas ereifere: ob Chi-em oder Kiem, das ist ja einerlei, hör' ich in Gedanken aus Deinem lieben Munde! Nein, Herzenskind, das ist nicht einerlei! Correctheit in Sprache und Aussprache ist ein wichtig Ding. War es mir doch nicht einerlei, daß der Kronprinzenwirth beim Chi-em lachte, wußte er doch,

daß Dein Verehrer, geliebtes Weib, sich etwas auf geographischem Felde umhergetummelt; und da war das Lachen doppelt empfindlich.

Innigsten Kuß der Treuen in der Ferne vom getreuen Karl.

2.

Rosenheim, 29. Juni.

Herzens-Marie!

Vorgestern Abend, als ich meine Chiemseer Epistel geschlossen und den liebenswürdigen Kronprinzen-Wirth zur Beförderung auf die Post übergeben hatte, kam der betreffende Bote, der Hausdiener, dessen mir gewidmeten Wohlgewogenheit ich mich rühmen kann, mit einem Briefe zurück, den die eben durchfahrende Salzburger Post für mich gebracht hatte.

Der Brief war vom Baron Joseph von Y. Er meldete, daß, weil die Abwickelung seiner Geschäfte zu Ende gekommen, er am 28., also gestern, von München abreisen und an demselben Tage Mittags in Rosenheim eintreffen werde. Er lud mich ein, ebenfalls dahin zu kommen.

Denn, schrieb er, ich schlage vor, eine kleine geognostisch-botanische Expedition auf's Kaisergebirge zu machen, und das läßt sich am besten vom Innthale aus besteigen, am bequemsten vielleicht von der Kufsteiner Seite.

Was konnte erwünschter sein, als das? Ich schnürte also mein Ränzel, nahm den Wanderstab, drückte dem biedern Kronprinzenwirth und seiner hübschen Frau Wirthin die Hand, und stieg hinauf zur Hochebene, mich noch einmal umwendend, den Blick schweifen zu lassen über die unbegränzte Fläche des Sees, die bei unbewegter Luft glatt da lag, wie eine Spiegelfläche, unterbrochen nur von dem Wellenschlag des Dampfers, der so eben vom Landungsplatze bei Prien abgefahren war. Es war ein herrlicher Anblick: die großartigen Naturformen des Festen und des Flüssigen so unmittelbar benachbart in der Beleuchtung des erst vor einer Stunde über den Gesichtskreis getretenen Tagesgestirns, also in der Beleuchtung noch schief auffallender Lichtstrahlen! Es war ein herrliches, ein anderes Landschaftsbild, als bei Abendbeleuchtung — doch möcht' ich letzterm den Vorzug gönnen!

Mein Führer — Du weißt, mein liebes Weib, ich reise nie ohne Führer oder Begleiter, selbst

in Gegenden, die mir genau bekannt sind, um wie viel mehr ist es in diesen Landstrichen, die ich erst kennen lernen will, Bedürfniß, einen Führer zu haben, wenngleich ich mir sagen muß, er sei mir, im Grunde genommen, entbehrlich, weil ich den sichersten Wegweiser in der Tasche und in der — Hand habe, nämlich die große Specialkarte des baierischen Generalquartiermeisterstabs, die für diese Gegenden am Chiemsee außerordentlich genau ist, — also mein — lebendiger Führer geleitete mich auf einem Richtwege über die wellenförmige Hochebene hierher nach Rosenheim, wo wir schon um 9 Uhr anlangten. Wir waren tüchtig zugeschritten! Den Weg von Prien nach Rosenheim rechnet man zu vier Stunden Weges, mir kam's vor, als seien ihrer nur drei.

Weil die Ankunft des Barons auf den Mittag festgesetzt war, so hatte ich Zeit genug, im Städtchen und in den näheren Umgebungen Rundschau zu halten. Als es aber zwölf Uhr geschlagen hatte, eilte ich auf die Post, den Münchener Eilwagen abzuwarten und meinen lieben Baron — abzufangen; wer sich aber nicht abfangen ließ, war er; ein altes, runzeliges, griesgrämliches Frauengesicht schaute mit glotzenden Augen zum Wagen heraus und eine der physionomies suffi-

santes et arrogantes, welche dem Genus Commis-voyageur angehören, nicht aber das heitere, bescheidene und doch sich seiner selbst bewußte Gesicht des Barons Joseph. Ich schlenderte betrübt in mein Gasthaus zurück, denkend, er werde die Zeit des Eilwagen-Abgangs verfehlt haben, und hoffend, der nächste Posthornklang werde eine Extrapost verkünden, die ihn bringe, weshalb es schicklich sei, mit dem Mittagsessen auf ihn zu warten. Ich gab deshalb dem Kellner die nöthigen Befehle unter Hinweisung auf die obwaltenden Beweggründe — hier zu Lande setzt man sich um 1 Uhr, in den kleinen Städten eine halbe Stunde früher zu Tische; allein es schlug 1 Uhr, es schlug 1½ Uhr, und es war noch kein Extrapostzug da; endlich um zwei Uhr trat der Briefbote des Ortes in's Wirthszimmer mit einem Briefe in der Hand und die Frage an mich richtend: Sind Sie vielleicht der fremde Herr, an den dieser Brief gerichtet ist, der vor zwei Stunden mit dem Münchener Eilzuge gekommen? Dem Boten den Brief aus der Hand nehmend und ausrufend: Freilich bin ich's! war das Werk eines und desselben Augenblicks. Der Baron schrieb: — Noch gestern Abend sei ihm eine Geschäftssache unerwartet in die Quere gekommen, die ihn nö-

thige, noch ein Paar Tage in München zu bleiben; ich möge sein unfreiwilliges Nichterscheinen entschuldigen und mir die Zeit nicht lang werden lassen, was er kaum befürchte, da die schöne Umgebung von Rosenheim mir hinreichenden Stoff zur Unterhaltung darbieten werde. — Was war zu machen, was anders, als gute Miene zum bösen Spiele! Ich befolgte des Barons Rath und spazierte den ganzen Nachmittag über Berg und Thal bis zum späten Abend, der, nach dem Sonnenuntergange zu schließen, für den folgenden Tag schlechtes Wetter zu verkünden schien, wie mir ein alter Mann sagte, den ich hoch oben am Berge traf, als der Sonnenwagen der Vollendung seines täglichen Kreislaufes eben entgegenging, indem er hinter einem Vorhang dunkeln Gewölkes verschwand, und die Waldregion der Berge sich in Nebelschleier hüllte. Der alte Wetterprophet hat recht gehabt! Heute schwebt über Stadt und Land ein Wolkenmeer, das undurchsichtig ist, wie ein Bahrtuch! Ich sehe Nichts von den Bergen, kaum die Thürme des Städtchens, so dicht gereiht sind die Nebelbläschen, die zur Erde gehen, ohne doch eigentlich das Meteor zu bilden, was wir bei uns im flachen Lande Landregen nennen, dazu fehlt diesem atmosphärischen Alpenrieseln die

Regenform, eher möcht' ich es fallenden Nebel nennen. Was nun aber machen, was beginnen? An's Ausgehen ist nicht zu denken, denn ich erkenne ja nichts zwanzig Schritte vor mir; und — hab' Acht! ruft mir die Erinnerung an ein Gespräch mit Baron Joseph zu, das die meteorologisch-klimatischen Zustände der Alpen und ihren Einfluß auf die Constitution des Menschen und seine Gesundheit betraf. Das Nebelrieseln, sagte er, findet nur im Sommer statt, natürlich, weil die erhöhete Temperatur die Ausdünstung der Erde fördert und beschleunigt. In dieser Jahreszeit pflegt man in den Wohnungen auf den Voralpen nur noch selten zu heizen, am Fuß der Berge geschieht es fast gar nicht. Tritt nun ein solches Naßwetter ein, so ist derjenige, der ihm ausgesetzt ist, in Zeit von einer halben Stunde bis auf's Hemde durchnäßt, was für diejenigen Personen, die nicht Zeit oder Gelegenheit haben, die Kleider zu wechseln, oder zu trocknen, der Urquell ist der rheumatisch-gichtischen Leiden, von denen so viele von uns Aelplern schon in früher Jugend heimgesucht werden.

Womit soll ich denn nun die Zeit tödten; hab' ich doch Nichts zu lesen mit, und vermag auch mein sonst ganz gemüthlicher Hauswirth keine

Lectüre anzuschaffen, die mir zusagen könnte! Was denn nun?

Oh, ich weiß ein Mittel, die Zeit — nicht zu tödten, nein, sie — zu beleben; was brauch' ich mehr zu thun, als die Feder in die Hand nehmen und schriftlich plaudern mit der Gebieterin meiner Seele! Habe Nachsicht, geliebte Herrin, mit Deinem Sklaven, daß er schon wieder vor Deinen Thron tritt und lispelt: — Königin meines Herzens, wie lieb' ich Dich!

Tout lasse, tout casse, tout passe, — nur meine Liebe nicht zu Dir, Maria! Du bist mein anderes Ich, das mir Gott bewahren wolle bis an's Grab! Der Zauber Deines Geistes und Gemüths hat in meinem Herzen das Feuer flammend erhalten, was Gott Hymen sonst wol zu verlöschen pflegt!

Rosenheim ist eine von den kleinen Städten und Städtchen, deren auf der Hochebene von Altbaiern eine große Menge zerstreut liegen, und die sich fast alle so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern; Rosenheim aber unterscheidet sich von allen durch seine italiänische Bauart, weißgetünchten Häuser mit flachen Dächern, was angenehm überrascht und an die Villen am Obulaufer, auch an die unsere erinnert; und wenige dieser Städt-

chen des baierischen Plateaus haben eine so ausgezeichnet schöne Lage wie Rosenheim! Man kann von Rosenheim sagen, daß es beinahe unmittelbar auf der Scheidung zwischen den Bergen und dem freien offenen Lande der Hochebene belegen ist, und auf dieser Scheidung mündet gerade an der Stelle, wo das Städtchen mit seinen fünf hübschen Kirchen und vielen Thürmen steht, das größte der Thäler, von denen die Centralalpen durchfurcht sind, die größte der Spalten, welche entstanden, als, durch die Gase und Dämpfe des feuerflüssigen Erdkerns gehoben und getragen, die Massen der Erdkruste als zusammenhangende Körpereinheit emporquollen, diese aber, in Folge geringerer Festigkeit, auf gegebenen Richtungslinien auseinander barsten und so zu beiden Seiten dieser Spaltlinien zwei getrennte Körpermassen bildeten. Die Spaltlinien sind die Thäler, die Körpermassen die Berge, deren größere oder geringere Emporhebung bedingt gewesen ist an den betreffenden Stellen von der größern oder geringern Spannung der Gase und Dämpfe im Innern der Erde, wie wir es im Kleinen an jeder Dampfmaschine beobachten können.

Oh, über den langweiligen Lehrkanzelvortrag im Tone des Schulmeisters! So hör' ich Dich aus-

rufen! Und wahrlich, liebes Weib, Du hast nicht unrecht, — Du hast vollkommen recht; eine — widerwärtige Gewohnheit ist es dieser Schulmeisterton! Wie viel Mühe hast Du Dir schon gegeben, diesen Ton mir — abzugewöhnen! Kräftigere Mittel mußt Du anwenden, mich von dieser, Dir und Anderen so lästigen Krankheit zu heilen; — ich rath' es, ich bitte darum!

Rosenheim, das freundliche Städtchen, liegt 250′ niedriger als München (= 1600′), unmittelbar an der äußersten, sehr breiten Mündung des Innthales, welche das Südende eines großen Sees wie der Chiemsee war, jetzt ein Hochmoor und Trockenfilz. Ach, wie entzückend schön ist das Landschaftsbild, auf dem das Auge weilt, wirft es den Blick hinein in dieses Innthal voll Wunder und Zaubereien, die von den unbelebten Massen der anorgischen Natur, wie von den belebten Organismen der Pflanzenwelt in einer Fülle und Manchfaltigkeit entwickelt werden, von der Dir einen klaren Begriff zu machen ich mich außer Stande fühle.

Rosenheim ist der Sitz eines Landgerichts, eines Rent- und Forst-, auch eines Salzamtes. Vor dem südwestlichen Thore liegen die Sudhäuser einer Saline, deren Soole 14 Stunden weit von

Berchtesgaden und Reichenhall hergeleitet wird. Es ist hier auch eine schwefelhaltige Mineralquelle, der Küpferling genannt. Diese Heilquelle und die Sool- und eisenhaltigen Moorbäder versammeln hier jeden Sommer eine Menge von Kurgästen, besonders aus München auch zum Vergnügen. Die heurige Gesellschaft ist ziemlich zahlreich. Außerdem giebt's eine Messingfabrik und eine Marmorsäge.

Ich jammere über das Nebelrieseln; ich verwünsche den alten Wetterpropheten von gestern Abend, ich klage ihn der Hexerei an; er ist der — Regenmacher, der den Vorhang vor die Schaubühne gezogen hat, wie weiland Gropius es mit seinen dioramatischen Bildern that; aber der war doch vernünftig, der hatte doch ein Einsehen, der ließ die ungeduldigen Beschauer der Schöpfungen seiner vortrefflichen Farbenklexerei doch nur Minuten warten; gegen den ist mein verwunschener Regenmacher ein hämischer, unverschämter Gesell ohn' alles Einsehen, ohn' auch nur die mindeste Lust zu zeigen, Vernunft anzunehmen; Stunden lang lauer' ich nun schon auf die Glocke, die das Zeichen geben soll zum Aufziehen der — Gardine, vergebens! Ich möchte noch ein Schwertträger sein und das Schwert ziehen, den Vorhang zu theilen durch

einen kräftigen Hieb; wie thöricht! Ein böser Zauber ist es, der mir heut' alle Freude verdirbt! Doch nein! sei nicht undankbar! sag' ich mir. Dein — Regenmacher ist auch ein guter Zauberer! Hat er Dir denn nicht das Glück beschert, Deine Gedanken in weiter Ferne schwärmen zu lassen, dort, wo sie weilen jetzt und immerdar, deren Mittelpunkt war, ist und sein wird Du, Maria! Die Dankbarkeit ist die süßeste, wie die heiligste der Pflichten! Darum auch Dir, Zauberer und Wettermacher, Dank!

Fortsetzung, den 30. Vormittags.

Auch heute herrscht dasselbe Wetter, wie gestern. Ich sehe noch Nichts von den Bergen, obgleich die nächsten, die äußersten oder letzten der Voralpen kaum zehn Minuten Wegs von mir entfernt sind. Der Zustand der Atmosphäre hat mich zur Gefangenschaft verurtheilt auch heute noch, — für den ganzen Tag? Wir wollen sehen!

Wie könnt' ich die Minuten, die Stunden, die mich an's Zimmer fesseln, besser füllen, als durch gemüthliche Schwätzerei mit der Gebieterin meines Herzens, mit Dir, holden Maria! Oh, wie schwer wird dem Sehnenden, dem Verlangenden

das Entbehren! Wie die Sonne am Firmamente des solaren Weltsystems glänzt, so prangt und leuchtet am Sonderhimmel meines Ich's das Zweigestirn Deiner Augen, Du süßes Weib! Alles in der Welt ist der Veränderung unterworfen; so will es das Naturgesetz. Also ist auch der Mensch veränderlich; nun aber bist auch Du ein Mensch; — wirst Du zu und von mir sagen. Und ich antworte Dir: Ich stehe außerhalb des Gesetzes; nicht allein, daß es mir so schwant, auch in Wirklichkeit bin ich diesem Naturgesetz nicht unterworfen, ich bin frei, selbstwollend, selbstbestimmend; und weil ich selbst will und selbst bestimme, Dein Eigen sein zu wollen, so bin ich auch wirklich und wahrhaftig der Knecht und Sklave Deiner Seele bis in Ewigkeit, Amen! — Wozu, wirst Du wiederum tadelnd einwerfen, diese ewigen Wiederholungen Deiner Liebeversicherungen! Weiß ich ja doch, daß Du mein bist, und weißt Du es ja ebenfalls, daß ich ich Dir eigen bin auf Leben und Tod! Und ich antworte Dir: Stets ist's ein neuer Genuß des Glücks, sich den Besitz des Glücks in's Bewußtsein zurückzurufen!

Nachmittags.

Der Münchener Eilwagen hat heute den Baron Joseph v. Y. mitgebracht. Wir haben beschlossen, nicht eher in sein heimathliches Thal aufzubrechen, als bis das blaue Himmelszelt sich wieder über die Erde spannt. Die Bergfahrt zum Kaiser hinauf ist aufgegeben worden. Dagegen hat sich der Baron aufgemacht, einen Freund zu besuchen, der zwei Stunden Weges von hier auf dem Schlosse — — wohnt.

Das Wetter ist noch immer so wie gestern; ich banne mich an's Zimmer, und glaube mir Unterhaltung zu verschaffen, wenn ich Dir, liebe Marie, Das wieder erzähle, was mir der Baron, freilich schon in Vorjahren bruchstückweise, ausführlich aber gegenwärtig seit unserm Zusammentreffen in Regensburg, über seine Familien-Verhältnisse mitgetheilt hat.

Die freiherrliche Familie von Y. ist eine der ältestangesessenen im Lande — —. Der Mittelpunkt ihrer Besitzungen ist das Schloß —, wohin ich vom Baron eingeladen bin. Die Familie hat in früheren Jahrhunderten mehrere Aeste und Zweige gezählt, aber diese sind allmälig abgestorben, bis auf zwei Aeste, die sich in neuester Zeit gebildet hatten. Diese beiden Aeste sind dem Urstamm

entsprossen, der in dem Vater des Barons seinen einzigsten Vertreter hatte. Obwol frühzeitig und glücklich verheirathet, schenkte ihm seine Gemahlin doch nur zwei Kinder, und zwar Söhne, davon der ältere in der heiligen Taufe den Namen Johannes erhielt; der zweite, um drei Jahre jüngere, Sohn ist eben unser ehrenwerther Freund Baron Joseph von Y.

Nach dem Ableben des Vaters übernahm Baron Johannes die Familiengüter nicht als Alleineigenthum, über das er hätte unbedingt schalten und walten können, sondern als Nießbraucher und Verwalter, dem, zufolge eines alten Familien-Statuts (dessen einzelne Bestimmungen mir indeß nicht recht klar geworden sind), die Pflicht oblag, erstens: dem Mitbesitzer, Baron Joseph, eine Jahresrente zu entrichten, deren Höhe nach den jedesmaligen Erträgen der Güter ermittelt zu werden scheint; dann aber auch zweitens: die Meinung und den Rath des Mitbesitzers einzuholen, wenn es sich um Abänderungen in der Betriebsweise und um Meliorationen des einen oder andern Zweiges der Wirthschaft handelte.

Baron Johannes von Y. vermählte sich im Jahre 1824 mit Franziska von X., einem Fräulein aus altem Hause. Baron Joseph schildert

seine Schwägerin als eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit: ein Abbild von ihr werden Sie, sagt' er noch heute zu mir, in ihrer Tochter, der jetzigen Burgfrau Agnes von Y., kennen lernen. Die Ehe war die glücklichste, die man sich denken kann. Aber sie war nur mit drei Kindern gesegnet, einem Sohne und zwei Töchtern. Von diesen drei Kindern lebt gegenwärtig nur ein einziges, die so eben genannte Baronin Agnes. Die zweite Tochter starb frühzeitig im zarten Alter, eine Beute des Scharlachfiebers, welches damals durch die Thäler zog und große Verheerungen unter ihren Bewohnern anrichtete; der Sohn aber, der Stolz und die Hoffnung der Eltern, fiel auf dem Felde der Ehre für seinen Kaiser 1849 in der Schlacht von Novara! Baron Johannes und seine Gemahlin Franziska waren untröstlich. Die Baronin, schon seit längerer Zeit leidend, siechte von dem Tage an, als die Trauerbotschaft anlangte, zusehends dem Grabe entgegen; am ersten Jahrestage der Schlacht von Novara, den 23. März, übergab ein tiefer ungebrochener Schlummer die Hülle eines großen Herzens seinem Bruder, dem ewigen Schlafe. Drei Tage darauf setzte Baron Johannes die irdischen

Ueberreste seiner Vielgeliebten in der Familiengruft bei.

Das trauernde Elternpaar hatte sich viel besprochen über die Zukunft seines letzten, jetzt einzigen Kindes, der Tochter Agnes, die jenem vorher erwähnten Familienstatute zufolge in die Rechte des verstorbenen Bruders trat, und Erbin des Schlosses — — und der dazu gehörigen umfangreichen Güter wurde. Ueber diesen Punkt ist mir das Statut dunkel geblieben, mit Rücksicht darauf, daß die Besorgniß vorlag, das große Familienbesitzthum könne durch Fräulein Agnes' Vermählung in andere Hände übergehen, und dadurch der Glanz des uralten Hauses Y., welches auch durch Baron Joseph fortgepflanzt worden war, für immer erlöschen. Um das zu verhüten, durfte Nichts versäumt, mußte Alles aufgeboten werden.

Baron Joseph wurde in den Familienrath gezogen. Er hatte einen einzigen Sohn, Namens Gustav. — Zwei Töchter waren auch ihm abgestorben. Gustav war um einige Jahre älter, als seine Base Agnes. Beide hatten als Kinder viel mit einander gespielt; allein man wollte bemerkt haben, daß sie statt einer herzlichen Zuneigung, wie sie sich vom kindlichen Alter und von den nahen Verwandtschafts-Verhältnissen wol erwarten ließ,

im Gegentheil Abneigung und eine gewisse Kälte und Härte gegenseitig gezeigt hatten, die bei Gustav eine Art Haß, bei Agnes aber sogar einen Anstrich von Verachtung angenommen zu haben schien.

Nachdem Gustav den Händen eines Hofmeisters entwachsen war, hatte ihn sein Vater auf die Piaristenschule zu — — geschickt, von der aus er die Hochschule in Prag bezog. Weil er aber hier nicht Nahrung genug für seinen strebenden Geist fand, bat er den Vater, bei der betreffenden Hofstelle zu Wien die Erlaubniß für ihn zu erwirken, auswärtige Hochschulen besuchen zu dürfen. Baron Joseph stieß bei dieser Hofstelle auf große Hindernisse: er mußte nach Wien reisen, um durch persönliche Vorstellung bei einflußreichen Personen die Genehmigung seines Gesuches zu erlangen. Sie erfolgte endlich nach monatelangem „Sollicitiren" und „Antichambriren," wie sich Baron Joseph ausdrückte, bei dem ihm in gewissen Schreibstuben, wo nur Ein Unterbeamter am Arbeitstische gesessen, zur Erlangung dessen „Protection" eine gewisse Nachlässigkeit im Verlieren von Bankzetteln vortreffliche Dienste geleistet habe.

In der Verfügung, welche für Baron Gustav ausgefertigt worden war, hieß es: — „Aus be=

sonderer Rücksichtnahme für das freiherrliche Geschlecht derer von Y., davon er einer der noch vorhandenen Stammhalter sei, wolle die k. k. Hofstelle die Genehmigung zum Besuch auswärtiger Universitäten ausnahmsweise ertheilen, jedoch unter der Bedingung, daß Collegia philosophica et historica daselbst nicht gehört werden dürften." Baron Joseph fügte hinzu, indem er von dieser Clausul sprach — ich weiß nicht, ob mein Sohn dieser Genüge Vorschrift geleistet hat!

Gustav ging zunächst nach Leipzig, dann zog er auf die rheinischen Hochschulen Heidelberg und Bonn, und zuletzt nach Paris. Das eine Jahr, welches ihm von der k. k. Hofstelle bewilligt worden, war längst abgelaufen, ohne Weiteres hatte er den terminum ad quem auf drittehalb Jahre ausgedehnt.

Nachdem er ein ganzes Jahr in Paris gelebt, und zwar, wie sein Vater lächelnd hinzufügte, ganz nach den Sitten eines echten Schülers des quartier latin, war er, nach Beendigung des Cursus, aufgebrochen, in's Freie hinaus, zunächst nach der Auvergne und dem Velay, um die Natur des erloschenen Vulkanismus an Ort und Stelle zu studiren; dann war er nach dem Süden gegangen zu ethnographischen und linguistischen

Studien über die verschiedenen Patois-Mundarten des Romanisch-Provençalischen, insbesondere auch, um in Arles, dem Mittelpunkt des ehemaligen Arelat, der in ganz Frankreich wegen der Schönheit der Frauen berühmt ist, Skizzen für sein Album zu sammeln, die er in der Folge im Schlosse — — auf die Leinwand gebracht hat, theils selbst, denn Gustav war ein vorzüglicher Maler, theils durch den Pinsel anderer Künstler.

Der reisende Naturforscher und Kunstjünger überstieg die Pyrenäen; er sah den ganzen Norden von Spanien und beide Castilien, die Mitte des Iberischen Tafellandes während eines Zeitraums von sechs Monaten, und war eben im Begriff, sich in Barcelona nach Genua einzuschiffen, als die Nachricht ihn erreichte: ganz Italien, vom Fuß der Alpen bis an die Straße von Messina, stehe in Flammen und sei der Schauplatz eines wüthenden Aufstandes und des verheerendsten Bürgerkrieges geworden.

Diese Nachricht bestimmte ihn, auf der Pyrenäischen Halbinsel zu bleiben. Er besuchte Valencia und Murcia, diese gottbegnadigten Landschaften am Mittelländischen Meere; dann erstieg er den Erdbuckel, der, in Gestalt eines Bergwalls, dieses Meer vom Atlantischen Ocean scheidet; er

stieg ihn auf der andern Seite hinab von den Quellen des Wadi-al-Quibir in die gesegneten Gefilde Andalusiens, die er bis zu ihrem Ende verfolgte beim alten Gades, und er befand sich gerade in Granada, der Maurenstadt, als ihm die Botschaft ward: sein Vetter sei im Schlachtgetümmel von Novara vom tödtenden Geschoß getroffen worden!

Baron Joseph rief seinen Sohn zurück. In dem Familienrathe, dessen ich vorher Erwähnung that, war beschlossen worden, die beiden letzten Sprossen des freiherrlichen Geschlechts Y. zusammenzubringen, um zu sehen, ob die Abneigung, die sie als Kinder gegen einander gezeigt, jetzt, da sie erwachsen, noch bestehe, und wenn es der Fall, den Versuch zu machen, diese Abneigung zu bewältigen. Gustav hatte in seinen Briefen niemals seiner Base Agnes gedacht, nie hatte er gefragt, ob sie eine hübsche Jungfrau geworden, wie es ihr ergehe, was sie treibe; und ihrer Seits hatte Agnes, wenn vom Reisenden Briefe eingelaufen waren, welche die innigste Liebe für den Vater und die herzlichste Anhänglichkeit an Oheim Johannes und Tante Franziska, auch an deren Sohn, athmeten, stets die größte Gleichgültigkeit gezeigt; niemals war eine Klage über ihre Lip-

pen gekommen, daß der Vetter Gustav sie ganz vergessen habe!

Wir Alten, erzählte Baron Joseph, hatten beschlossen, aus unseren Kindern ein Paar zu machen: Gustav sollte meine Nichte Agnes zur Gemahlin nehmen; so wünschten wir es, so, dachten wir, wird das Geschlecht derer Freiherren von Y. nimmer vergehen! doch, fügte er tief seufzend hinzu, — der Mensch denkt, Gott lenkt!

Gustav sträubte sich gegen den Befehl seines Vaters, der ihm die schleunigste Heimkehr vorschrieb. Er bat um Aufschub, er sei eben im Begriff, so hatte er geschrieben, das Schneegebirge von Granada zu erklettern, um die geologische Beschaffenheit desselben zu erforschen; und dann müsse er noch die Alpujarras durchwandern, diese letzten Schlupfwinkel des unglücklichen Maurenvolkes, wohin sich vor religiösem und politischem Fanatismus der kleine Ueberrest gerettet, der dem Henkerschwert und der Brandfackel seiner christlichen Bezwinger und Bedränger entronnen. Ich glaubte damals, fügte Baron Joseph hinzu, mein Sohn werde am Fuße der Alhambra von einer Herzensangelegenheit gefesselt, wenigstens meint' ich, so etwas aus den enthusiastischen Schilderungen schließen zu dürfen, die seine Briefe von den

Andalusierinnen im Allgemeinen und von einer jungen Dame im Besondern enthielten, in deren Elternhaus er Aufnahme gefunden hatte. Weil ich aber auf meinem Befehl bestand, und weil ich ihm den leidenden, Besorgniß erregenden Zustand seiner Tante Franziska geschildert hatte, so zeigte denn auch Gustav, daß er ein gehorsamer Sohn, ein besorgter Neffe sei. Er kam!

Wie groß war unser Aller Freude, als wir eines Nachmittags plötzlich von ihm überrascht wurden!

Was für ein schöner Mann war aus dem rasch aufgeschossenen Jüngling geworden, der vor beinahe sechs Jahren das elterliche Haus verlassen hatte, ohne es innerhalb dieser Zeit wieder zu betreten. Aber er war der liebevolle Sohn geblieben, det liebevolle Neffe, besonders gegen die Tantd Franziksa, in der er die Vertreterin der Mutter verehrte, da diese dem Familienkreise durch frühen Tod entrissen worden war.

Fräulein Agnes befand sich just nicht im Schlosse, als Baron Joseph so unvermuthet eintraf. Sie war zum Besuch im gräflich T—schen Hause zu — — —. Weil nun Gustav sich so angelegentlich nach seiner Base erkundigte, ob sie recht groß, ob sie auch hübsch, oder gar schön ge=

worden, wie sie aussehe u. s. w., was Alles er in der lebhaftesten Weise, doch immer im Tone eines vollendeten Weltmanns aussprach, so hatte Agnesens Mutter diese Fragen als ein gutes Vorzeichen für den besprochenen Familienplan angesehen und ihren Schwager bei Seite genommen, um ihm etwas im Geheimen zuzuraunen. Baron Joseph war dann auf seinen Sohn mit den Worten zugetreten: —

Wie wär's, Gustav, wenn Du hinüber gingest nach Schloß — —, Dir die Antwort auf alle Deine Fragen mit den eigenen Augen zu holen? Zeit genug ist es, bis es Abend wird. Stelle Dich drüben als reisender Geologe vor; ich hole Dir gleich Tasche und Schlägel. Niemand drüben wird Dich erkennen in Deinem schwarzen Vollbart, dem der geschmackvollste Pariser Haarkünstler die vollendetste Form gegeben hat. So hast Du Gelenheit, Deine Base, von der Du jetzt andere Vorstellungen zu haben scheinst als ehemals, kennen zu lernen, ohne daß sie Dich erkennt. Was meinst Du dazu? Leg' Dir irgend einen beliebigen Namen bei, einen spanischen etwa, das ist für die Damen piquant, plappere Spanisch, kein Mensch drüben wird Dich verstehen; nenne Dich einen Verehrer von Leopold von Buch, der Du ja auch

wirklich bist, das wird Dir beim Grafen T— eine willkommene Aufnahme verschaffen.

Der Gedanke ist nicht von Dir, Vater, rief Gustav, er ist von Dir, liebe Tante; das ist eine köstliche Idee, eine romantische, eine Idee voll Poesie, für die ich Dir tausend Dank schulde. Hat man eine Zeit lang unter südlichen Himmelsstrichen gelebt, wo, wie in Andalusien, Alles Poesie athmet, der Mensch an der Spitze, man wird mit ein Bißchen romantisch, man mag wollen oder nicht, und war man's schon vorher, um so größer wird der Exponent der Romantik-Wurzel.- Vater! rasch den Schlägel und die Tasche. Mein Reisecostüm ist ja ganz geschaffen zum vagirenden Steinklopfer, der nicht nach Gold und Edelstein die Wünschelruthe streckt, sondern nach — gemeinen Muscheln und anderem versteinerten Gethier und irgend einem fabelhaften Pflanzenblatt, was die Leute gar nicht begreifen können. Will's Gott, so denk' ich künftig auch ein wenig beizutragen, ihnen es begreiflich zu machen, daß es nützlicher ist, diese ältesten Urkunden der Schöpfung lesen zu lernen, als sich in so manchem vergilbten Pergament zu vertiefen! Doch was verschwatz' ich die Zeit! Adieu, adieu Tante, Onkel, Vater, adieu Alle! — Und

damit war er zum Gemach und zum Schloßhof hinausgestürmt!

Baron Gustav hatte die ihm von seiner Tante zugetheilte Rolle bewunderungswürdig gespielt, Niemand ihn erkannt; seine Unbefangenheit, Gewandtheit und Liebenswürdigkeit hatten ihm in der Familie des Grafen T. Aller Herzen gewonnen. Als er vom Abschiede gesprochen, weil er noch nach dem Schlosse — — gehen müsse, um dem Baron Joseph von Y. Grüße von seinen wissenschaftlichen Freunden in Paris zu überbringen, habe ihm Fräulein Agnes ihre Equipage angeboten, die aber von ihm abgelehnt worden sei unter dem Vorwande, noch einen kleinen Abstecher nach einem berühmten Steinbruche in der Nachbarschaft machen zu müssen.

Als Fräulein Agnes nach Hause kam, kletterte Gustav noch in seinem Steinbruche auf und ab. Sie kündigte ihn unter dem angenommenen Namen den Eltern an und bat ihren Vater, den Fremden ja zum Uebernachten im Schlosse einzuladen, weil er vom Wirthshause in — — gesprochen habe, wohin aber der Weg beim späten Abend wol zu weit sein werde. Eltern sowol als Oheim Joseph verstanden sich ganz vorzüglich auf die in diesem Falle nothwendige Kunst der

Verstellung und waren entzückt, daß der angebliche Fremde einen so günstigen Eindruck auf Agnes gemacht hatte, die zu dessen Lobe nicht Worte genug finden konnte!

Endlich kam der reisende Geologe langsam daher geschlendert am Pfarrhause vorüber, bei dem er den Hofhund mit dem Schlägel von sich abzuwehren hatte. Agnes sah dem am Fenster mit zu, und that gegen ihre Mutter sehr besorgt, daß der Hund den interessanten Fremden doch noch in's Bein fassen könne. Baron Johannes ging ihm wie zufällig bis vor dem Schloßhofe entgegen, um ihn an einer von den Fenstern nicht sichtbaren Stelle zu bitten, die Rolle des Fremden den Abend über noch fortzuspielen, womit Gustav ohne Weiteres und mit Vergnügen einverstanden war. Wir Alten, fuhr Baron Joseph in seiner Erzählung fort, freuten uns innigst, daß die jungen Leute so großes Gefallen an einander fanden: Gustav konnte sich an seiner Cousine nicht satt sehen, und Agnes kein Auge von Gustav verwenden, wenn dieser von seinen Reisen und Reiseabenteuern sprach. Es war zwischen uns und Gustav verabredet worden, das Incognito bis zum folgenden Vormittag am Frühstückstisch zu behaupten.

Agnes, von ihrer Mutter über den Eindruck

befragt, welchen der junge Fremde auf sie gemacht, war von demselben entzückt und antwortete auf die, ihr wie obenhin hingeworfene Frage, ob sie jetzt schon glaube, den Fremden zum Ehemann nehmen zu können, ohne sich weiter zu bedenken, ein entschiedenes Ja! Auch Baron Joseph hatte seinen Sohn unter vier Augen gesprochen und ihm den Beschluß des Familienrathes mitgetheilt. Er werde einsehen, hatte der Vater gesagt, daß die Ausführung dieses Beschlusses eine Nothwendigkeit sei, um die Güter in der Familie und damit deren Glanz aufrecht zu erhalten; kaum sei daran zu zweifeln, daß diese Ausführung dem Sohne nicht blos nicht schwer, sondern im Gegentheil leicht werden würde, da Fräulein Agnes einen vortheilhaften Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheine! — Ach, habe Gustav ausgerufen, Fräulein Agnes ist ein Engel! wenn sie es nur vergessen hat, daß ich sie, als wir noch Kinder waren, so oft und nicht selten recht unzart geneckt und geärgert habe.

Man saß im Familienkreise am Frühstückstische. Gustav konnte sich nicht mehr halten. Da erhob sich Baron Johannes und Alle mit ihm, und er sprach im feierlichen Tone:

Meine liebe Tochter, der reisende Herr Geolog,

den Du uns gestern Abend in's Haus gebracht, ist nicht das, was er scheint, er ist für uns kein Fremder, er hat sich nur so gestellt; im Gegentheil, Agnes, er ist ein Verwandter unseres Hauses, und zwar ein sehr naher Verwandter; den Herrn hier, und er nahm Gustav an der Hand, erkennst Du ihn denn noch nicht?

Und als sie ihn eine Weile angesehen, da rief Agnes aus: —

Gustav, Du bist es! — und fiel ihrer Mutter wie ohnmächtig in die Arme. Gustav aber ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und küßte ihr ein über's andere Mal die Hände, und als sie wieder zu sich kam, sah sie ihn lange an, erst mit ernsten Mienen, dann mit immer heiterer werdenden; zuletzt rief sie aus:

Du Bösewicht! Du hast es also noch nicht verlernt, mich zu necken und zu ärgern; beinahe vierundzwanzig Stunden lang der Spielball Deiner Fopperei zu sein, ist das nicht abscheulich!

Dabei habe sie, erzählte Baron Joseph, ihrem Vetter einen leichten Backenstreich gegeben; gleich darauf aber sei sie ihm um den Hals gefallen, lachend und weinend. Gustav, vergieb, ich glaubte, wir seien noch Kinder! habe sie sich schamroth zu entschuldigen gesucht. Und Gustav habe das

Mädchen nun erst recht in seine Arme genommen, er habe es auf die Stirn, dann auf die weinenden Augen und zuletzt auf die Lippen geküßt, und Agnes habe den Kuß mit tiefer Inbrunst erwidert.

Gustav, dürfen wir uns küssen? habe sie hörbar gelispelt. Und Vater Johannes habe geantwortet:

Ja, Agnes, Du darfst Gustav küssen, und Gustav Dich, wenn Ihr Euch — leiden könnt.

Gustav gab seinem Vater die Hand und Agnes die ihre der Mutter. Sie sahen einander und die Eltern liebevoll und mit Blicken an, die mehr sagten, als: „Ja, wir können uns leiden!" Dann hieß Vater Johannes das Paar niederknien, legte seine Hände auf Beider Haupt und sprach im feierlichen Tone die Worte:

Dich Agnes von Y. fordere ich auf, hier in Gegenwart Deines Vaters, Deiner Mutter und Deines Oheims zu bekennen, ob Du den neben Dir knieenden Baron Gustav von Y. künftig zu Deinem ehelichen Gemahl und Herrn annehmen und erkennen willst; — und eben so fordere ich Dich Gustav von Y. auf, in Gegenwart dieser Zeugen zu bekennen, ob Du das hier neben Dir knieende Freifräulein Agnes von Y. künftig zu

Deiner ehelichen Haus- und Burgfrau annehmen und erkennen willst?

Und als Beide ein lautes, vernehmliches Ja gesagt, schloß er die Verlobungsformel mit den Worten:

So erklär' ich, kraft meiner väterlichen Gewalt über Dich Agnes, und kraft meiner Seniorwürde der Familie, die mir Macht giebt auch über Dich, Gustav, so wie mit Zustimmung Deines hier anwesenden Vaters, meines Bruders, des Barons Joseph von Y., Euch Beide für versprochen und verlobt zum Ehebunde, der, will's Gott, des Baldigsten geschlossen werden soll.

Das war aber nicht so leicht, als man's sich gedacht hatte. Wegen der nahen Verwandtschaft der Verlobten mußte Dispensation vom päpstlichen Stuhle selbst eingeholt werden. Da stieß man auf Hindernisse und Schwierigkeiten, die noch weit größer waren, als einst in Wien bei der Hofstelle zu Gustav's Reise-Erlaubniß. Die Familie Y. konnte es sich gar nicht erklären, was denn eigentlich der Grund der Weigerung sei, die förmlich ausgesprochen worden war, da alle Formalitäten Seitens der Familie erfüllt worden waren und eine große Menge Präcedenzfälle vorlagen, in denen das Gesuch um Dispens bei Weitem nicht

so begründet und gerechtfertigt war, als in dem vorliegenden Falle, in dem es sich um Aufrecht=haltung des Namens einer Familie handelte, die nicht allein in hohen politischen und militairischen Stellungen, sondern auch in Kirchenwürden ihre Vertreter gehabt hatte, abgesehen davon, daß von ihr in früheren Jahrhunderten vielfache Stiftun=gen bei Kirchen, Klöstern und Hospitien fundiret worden waren. Endlich erfolgte die Dispensation, an die indeß zwei Bedingungen geknüpft waren, erst=lich zum Besten der Cathedrale — —, und zwei=tens für die Pfarrgeistlichkeit in — —, zu deren Parochie das Schloß — — und die dortige Ka=pelle gehört, Stiftungen von nicht geringer Bedeu=tung zu errichten. Dem Burgherrn zu — —, Baron Johannes von Y., fiel die Erfüllung die=ser Bedingungen nicht schwer, nichtsdestoweni=ger fiel es ihm und der ganzen Familie auf, daß der heilige Vater, sehr wahrscheinlich auf Vortrag der geistlichen Diöcesan=Obrigkeit, Bedingungen ge=stellt hatte, von denen in früheren, ähnlichen Fällen gar nicht die Rede gewesen war! Man fragte sich: Was soll das bedeuten? Und Niemand wußte darauf Antwort zu geben, nicht einmal der Pfarrer des Orts, Franz Xaver * * *, der zugleich Burgkaplan auf Schloß — — ist. Dieser geist=

liche Herr zuckte, auf Baron Johannes' Frage, die Achseln, ob aus heiligster Ueberzeugung Nichts zu wissen, oder aus scheinheiliger Verstellung und Heuchelei, wußte Baron Joseph, indem er mir diese Geschichten alle erzählte, nicht zu unterscheiden!

Gustav und Agnes wurden ein Paar, die glücklichsten Menschen, die es je gegeben.

Was ist aber unbeständiger als der Zustand, den wir Glück nennen? In und durch sich glücklich wurde ihr Glück zuerst gestört schon vier Wochen nach der Hochzeit durch das plötzliche Hinscheiden der Baronin Franziska, und sechs Monate später durch das Ableben des Barons Johannes, und dann wesentlich verkümmert durch die Hoffnungslosigkeit auf Nachkommenschaft. Gustav und Agnes waren Ein Herz und Eine Seele, was der eine Gatte dem andern an den Augen absehen konnte, dessen konnte dieser versichert sein, daß es geschehen werde; ich habe, sagte Baron Joseph, nie ein einträchtigeres Ehepaar gekannt. Mit Ausnahme kurzer Besuche, welche, durch gesellige und Anstands-Rücksichten geboten, bei Gutsnachbarn und Freunden in der Stadt — — dann und wann gemacht wurden, hat das junge Ehepaar das Schloß — — nie-

mals verlassen. Jeder hatte sich seinen Wirkungskreis geschaffen, innerhalb dessen er sich selbständig und frei bewegte: Gustav trieb den Wiederherstellungsbau des Schlosses — —, Agnes widmete sich der Wirthschaftsführung im Großen und Ganzen mit eben so viel Kenntniß der Sache, als Festigkeit der Willenskraft. Von Langeweile konnte nicht die Rede sein. Wie ist es überhaupt möglich, sich zu langweilen, wenn man Arbeiten, die durch manchfaltige Schattirung anziehend gemacht werden können, diejenigen Zerstreuungen zu entlocken versteht, welche man in der Welt aufzusuchen nicht Lust und Neigung hat?

Das, meine geliebte Marie, ist ein Kapitel, welches sehr oft der Gegenstand unserer Unterhaltung gewesen ist. Und ich erinnere mich noch sehr wohl der Antwort, die Du gabst, als ich jene Frage einmal aufwarf. Verstehen wir es nur, sagtest Du, einige Menschen an uns zu knüpfen, die geistig und gemüthlich uns verwandt sind, so halt' ich, unter Voraussetzung regelmäßiger Beschäftigungen, Alles, was Langeweile heißt, für unmöglich.

Der Familienkreis, welchen mir Baron Joseph geschildert, find' ich nicht auf Schloß — —! Das jugendliche Haupt ist ihm entrissen: Baron Gustav v. Y. ist nicht mehr. Es sind nun just zwei

Jahre, als er eines Abends spät mit dem Tode ringend in's Schloß getragen wurde, von zwei Männern aus dem Dorfe — —, die ihn am Abhang des Berges — — mit zerschlagenen Gebeinen gefunden hatten. Er lag da unten an einer senkrechten Felsenwand, von deren Höhe er herabgestürzt sein mußte, so urtheilte man nach einigen Fetzen seiner Kleidung, die man andern Tages an zwei Felsenspitzen flatternd fand. Wie es mit diesem Sturz zugegangen, ist nie ermittelt worden: der Sterbende hatte alles Bewußtsein und die Sprache verloren, als er in's Schloß gebracht wurde, und Niemand war Zeuge des entsetzlichen Unglücksfalles gewesen.

Auf dem Schlosse — — find' ich nur einen kleinen Gesellschaftskreis. Er besteht aus der jungen Wittwe des Barons Gustav, Freifrau Agnes von Y., einer Base derselben, Fräulein Mathilde von Z., aus — — in der Oberpfalz, die auf längere Zeit zum Besuche da ist, und aus dem Burgkaplan, Pfarrer ***, dessen ich bereits oben erwähnte, und von dem mir Baron Joseph sagt, daß er von seiner Nichte und Schwiegertochter nach Gustav's Ableben gleichsam als Familienglied angesehen werde. Mit uns Beiden, dem Baron Joseph und mir, werden wir also unserer Fünf sein.

Spät Abends.

Freund Joseph ist von seinem Nachmittags-ausfluge nach — — zurückgekehrt. — Das Nebel-rieseln hat endlich aufgehört, und eine lebhafte Luftbewegung, die seit den späteren Nachmittags-stunden von den Bergen herabströmt, verspricht, den Dunstkreis bis morgen früh ganz gereinigt zu haben. — Unter diesen Umständen gedenken wir bei Zeiten aufzubrechen. Wir fahren nicht, wir gehen, um bei der Wanderung durch Thäler und über Berghöhen Gelegenheit zu geognostischen Beobachtungen und zum Sammeln von Hand-stücken und Pflanzen zu haben. Baron Joseph hat das Handwerkszeug dazu bei sich. Ich aber beklag' es, mein Greiner'sches Meßrohr zu Hause gelassen zu haben. Wie hätt' ich es aber auch ahnen sollen, daß ich auf dieser Reise in die Berge entführt werden könnte!

Meine geliebte Marie! ich schließe dieses lange Sendschreiben mit dem Wunsche, daß es Dir nicht zu lang erscheinen möge, noch weniger — lang-weilig! Tausend Grüße und Hunderte herzlicher Küsse geb' ich ihm als Geleit mit auf den Weg. An den ersteren hat Baron Joseph seinen Theil, — an den zweiten würd' ich mir seine Theilnahme

doch ernstlich verbitten! Nicht wahr, Du holde Gebieterin meines Seins!

Ich werde in den nächsten Tagen nicht mit Dir plaudern können, muß ich doch auf Schloß — — für's Erste mich zu orientiren suchen! Allein ich werde meiner alten Gewohnheit nicht untreu sein: jede freie Minute werd' ich nutzen zum Schreiben meines Tagebuches, und das soll dann wandern an die schönen Ufer der Obula, und der Geliebten in der Heimath verkünden, was ich erlebt und was ich gefühlt.

Von Dir aber, theures Weib, erwart' ich auf Schloß — — von Deinen lieben Schriftzügen viele, viele, um sie an die Lippen, an das klopfende Herz zu drücken. Erfreue, — überschütte mich mit diesem Labsal!

In treuer Liebe Dein

Karl.

Denkblätter,

geschrieben auf dem Schlosse —, im — —thal.

3.

Am 3. Juli 1856, Abends.

Das war ein Prachtstück in meinem Leben! Diese zwei Wandertage mit Freund Joseph durch

den Naturtempel, den sich Gott auf europäischer Erde in den Alpen erbaut hat, — ich werde sie nie vergessen! Diese labyrinthischen Felsengänge, Trepp' auf, Trepp' ab, dieser unaufhörliche Wechsel der An- und Aussichten, bedingt durch stets veränderte Stellung des Wanderers, bald Ruhe, bald Bewegung in den Formen, auf denen das Auge ruht, oh! das Alles ist wohlthuend dem, der sich nach den Bergen sehnte, es erfüllt seine Seele mit Begriffen und Vorstellungen, von denen er keine Ahnung hatte. Welcher Reichthum neuer Gedanken gehet ihm da auf! Welche Frische saugen Herz und Gemüth ein durch den Sinn des Gesichts, der auf Schritt und Tritt immer Neues, immer Schönes und Schöneres erblickt, und in der Seele Gefühle und Empfindungen weckt, die dem Bewohner des Flachlandes fremd geblieben waren. Sie mußten ihm fremd bleiben; denn Schilderungen in Schrift und Bild, die man gelesen, die man gesehen, sie vermögen es nicht, die Wirklichkeit zu vergegenwärtigen, wie sie ist; nur Schattenrisse sind es, die sie von der Großartigkeit der Alpennatur und ihrer Manchfaltigkeit uns vor's Auge bringen.

Die Wanderung von Rosenheim hier herauf in's Hochthal von —— hat auch mineralogisch-

geognostische und botanische Früchte getragen. Baron Joseph hat fleißig geholfen bei der Sammlung von Handstücken und seltenen Pflanzen, die man in Mineralien-Cabinetten und Herbarien nicht immer findet; und er, der genaueste Kenner des Landes, hat mich auf Stellen des Gebirges geführt, wo die merkwürdigste Verwerfung der Schichten beobachtet werden kann. Jene Handstücke und Pflanzen werd' ich im Laufe der Tage zu ordnen suchen, sofern die geselligen Pflichten mich dazu kommen lassen.

Denn ich habe, durch Baron Joseph vorher angekündigt, in diesem Schlosse eine Aufnahme gefunden, die nicht liebenswürdiger, nicht — entzückender sein kann.

In diesem Schlosse herrschen Glanz und Pracht und aller Behör einer behaglichen Lebensweise, gepaart mit einer Fülle anmuthsvoller Liebe für's Schöne, wie sie nur der Mensch von hoher geistiger und ästhetischer Bildung sein eigen nennen kann!

Und die Bewohnerinnen dieses Schlosses!

In der äußern Erscheinung vollendete Kunstwerke des größten Meisters, der jemals den Meißel führte, in lebendiger Gestalt, und im Geiste und in der Seele Alles übertreffend, was der Mann vom Weibe zu fordern das Recht zu haben meint,

Schärfe des Verstandes, Humor und Witz im Bunde mit jener Zartheit des Sinnes, die am schönen Geschlecht immer die hinreißende Verführerin ist des für schöne Eindrücke Empfänglichen vom starken Geschlechte.

Aber, alter Freund! spricht die innere Stimme des mißtrauenden Warners mit tadelndem Tone, — wie voreilig Dein Urtheil! Du getraust Dir, Weiber nach ihrem innern Werthe zu schätzen, deren Außenseite Du erst vor einer Spanne Zeit zum ersten Mal gesehen. Oh, über die Anmaßung der Thorheit; — sei vorsichtig, ahne nicht und träume nicht und leg' ab das rosafarbene Glas, durch das Du heute geschaut; jedes Medium zwischen Subject und Object, und ist es noch so durchsichtig, entzieht dem Auge des erstern einen Theil des Lichtes, das letzteres strahlt, schau' mit dem Auge, wie es Gott Dir geschaffen; bleib' nicht im Vorzimmer, sondern dring' in die innersten Gemächer, wo das Leben waltet, wie es ist, nicht wie es sein sollte, wie Dein Ideal es als Nebelbild auf die Wand gemalt!

Ich muß in den Salon, wo man meiner wartet.

4.

Am 4. Juli.

Die Baronin Agnes von Y. hat eine jener geistvollen und reizenden Gesichtsbildungen, die auf den ersten Blick gefallen. Das blonde Haar ist in einer Flechte um den Kopf gelegt, die durch ihre Fülle verräth, daß es lang und stark sein müsse. Ich stelle mir vor, es sei so wie das Haar von Laura R., der jugendlichen Freundin meiner Marie. Einige natürlich geringelte Locken fallen ihr an den Schläfen hinab. Als ich ihr bei der Ankunft vom Baron Joseph vorgestellt wurde, trat sie auf mich zu, ich verneigte mich tief und küßte ihr die kleine Hand von durchaus aristokratischer Form. Als ich aufblickte, sahen mich ein Paar wundervoll schöne dunkelblaue Augen an. Es liegt in diesen Augen Milde und Güte, gepaart mit Hoheit, und doch etwas Schüchternes, was schmerzliche Erinnerungen verräth, ohne den Ausdruck von Bitterkeit anzunehmen. Voll von unendlichem Reiz der Seele sind diese Augen, die sich mir tief in die Brust gesenkt haben. Der Eindruck dieser Augen wird mich durch's Leben begleiten. Im Gegensatz mit denselben ist der zart geformte Mund. Um die feinen Lippen liegt un=

gemein viel Geist, ich möchte sagen, auch ein Zug von — Schlauheit. Die schönen Augen sind von langen Seidenwimpern beschattet, und stark bezeichnete Augenbrauen, die einen auffallenden Zug von Schwermuth haben, wölben sich auf der weißen, man möchte sagen, jungfräulichen Stirn. Ihr Teint ist von jugendlicher Frische, Hände und Arme von seltener Schönheit, der kleine Fuß der Hand entsprechend. Der Wohllaut ihrer Stimme leidet etwas durch die Härte der Mundart dieses Hochlandes, die, wie es scheint, nie oder doch höchst selten überwunden werden kann. Anders ist es mit der französischen Sprache, welche, was mich eine eigenthümliche Erscheinung bedünken will, im Munde der Baronin nichts von jener Härte verspüren läßt; sie spricht das Französische wie die gebildetste Pariserin. Und was soll ich von der Gestalt dieser Frau sagen? Die reinsten Wellenlinien umfassen die reizende Fülle einer Statur von mittlerer Größe.

Diese Denkblätter sind für Maria bestimmt. Was wird die holde Gebieterin meiner Seele empfinden, wenn sie die vorstehenden Zeilen liest? Sie wird ruhig sein, weil sie weiß, daß sie es sein kann. Und hab' ich nicht ihr Conterfei ge=

schildert? Nur Mariens Haar ist anders, vom schönsten, glänzendsten Schwarz.

Die Baronin ist 24 Jahre alt, so versichert mich ihr Oheim, Baron Joseph von Y. Sie wird von ihm und von Fräulein Mathilde von Z. bei ihrem Vornamen Agnes genannt, der Pfarrer redet sie gewöhnlich mit „ehrsame Burgfrau" an. Auch die Dienstboten des Hauses nennen sie Burgfrau; sie ist Besitzerin des Schlosses und seiner Zubehörungen.

Mit einer reizenden Unbefangenheit, wie sie nur der vollendetsten Weltbildung eigen ist, bin ich von ihr aufgenommen worden. Ich fühlte mich gleich wie zu Haus. Die Baronin nennt mich nicht anders, als ihren lieben Freund. Weil ich so lange Jahre mit ihrem Oheim befreundet sei, müsse ich, meint sie, auch ihr Freund sein. Wie kitzelt das vertrauliche Wort das alte — Ohr! — Gedenke Deiner Maria, raunt der Warner!

Mathilde von Z. — ein junges Mädchen, eben so schön als unschuldig, und das will was sagen, denn es ist sehr schön. Urtheile, Maria: seine Taille schlank, wellenförmig, seine schwarzen Augen von Mandelform und langen, dunkelen Wimpern beschattet, scheinen Blitze zu schleudern, sein Haar vom schönsten Dunkelblond und leicht

gelockt, erinnert an das Haar der Madonnen, welche Leonardo da Vinci auf die Leinwand gebracht. Mathildens Haut ist von blendender Weiße, mit lichten Rosen auf den Wangen, die ein schelmisches Grübchen ziert. Ihr Mund ist etwas groß; wenn er sich aber zum Lächeln öffnet, dann läßt er zweiunddreißig kleine, wohlgeordnete Perlenzähne blicken, die Einem die Lust erwecken, von ihnen — gebissen zu werden. Arme, Hände und Füße sind, wie bei der Baronin, von echt aristokratischer Form. Kurz, Mathilde ist ein liebliches Wesen, heiter, lustig, lebhaft, immer bereit, die schönen Alpenlieder zu singen, und kaum 17 Jahre alt!

Agnes von Y. und Mathilde von Z. gehören nicht zu den Frauen, die den größten Theil der Zeit an ihrem Putztische zubringen; nicht zu den Frauen, die sich Morgens kleiden, Mittags anders, und Abends wiederum anders putzen, und dabei den ganzen Tag plaudern, schwatzen und klatschen; nützliche Thätigkeit, die keine Langeweile kennt, scheint bei ihnen den Tag zu füllen. Weder die Pracht in der Kleidung, noch die Zeit, welche auf den Putz verschwendet wird, können die Reize einer hübschen Frau, die ihr von der Natur verliehen, durch neue Reize erhöhen, wol aber der Sinn

für's Schöne; — wahrlich, hätte sie auch den Wuchs der Diana und die Anmuth der Venus von Milo, sie wird immer nur eine gewöhnliche Figur spielen, versteht sie es nicht, ihre Kleidung mit Geschmack zu ordnen, und besitzt sie nicht einen kleinen Zug von jener anmuthigen, unverfänglichen Gefallsucht, welche ein angeborenes Erbtheil unserer liebenswürdigen Berlinerinnen ist, eine Coquetterie, die sich wol errathen, nicht aber wahrnehmen läßt!

Ist's nicht so, liebe Marie? Urtheile, Du echt Berlinisch Kind, — zwar nicht von Geburt, doch von Erziehung.

Mag die Mode auch aus Paris kommen, die Berlinerin weiß ihr in Stoff und Form eine Schattirung zu geben, die sie mehr oder minder umwandelt, wodurch sie spezifisch Berlinisch wird. Unter allen deutschen Frauen sind es gerade die Berlinerinnen, bei denen die subjective Empfindung des Schönen, dessen Object in der Kleidung gegeben, am meisten entwickelt und gebildet zu sein scheint. Auch die Wienerin weiß sich geschmackvoll zu kleiden, aber bei ihr artet die graciöse Coquetterie der Berlinischen Schwester sehr leicht in frivole Aufstachelung lubriquer Gelüste aus; und das widerstreitet dem Begriff des Schönen.

Marie, Du Leserin dieser Denkblätter! Ich bediene mich hier Wörter aus der französischen Sprache, weil für die entsprechenden deutschen Wörter Dein Ohr zu empfindlich ist.

Die beiden Frauen dieses Schlosses sind keine Wienerinnen, auch keine Münchnerinnen, bei denen ich gar nichts Eigenthümliches, gar kein veredelndes Element im Schnitt und Form der weiblichen Tracht wahrgenommen habe, was um so mehr auffallen muß, nachdem König Ludwig die Stadt München zu einem Tempel der schönen Künste umgeschaffen hat, der an allen Enden, Ecken und Wänden Nahrung die Hülle und Fülle bietet zur Läuterung und Verfeinerung des guten Geschmacks. Agnes von Y. und Mathilde von Z. sind, was die geschmackvolle Einfachheit der Kleidung betrifft, echte Berlinerinnen. Wie sie das geworden, begreif' ich nicht: die Burgfrau ist aus ihrem Berglande wenig herausgekommen, nur ein Mal war sie in Wien, zwei Mal in München; und Fräulein Mathilde kennt München auch nur durch einen paarmaligen Besuch; Berlin aber liegt ganz außerhalb des Gesichtskreises der süddeutschen Frauenwelt.

Der Pfarrer und Burgkaplan ist ein großer, schöner Mann, eine kräftige, gedrungene Gestalt,

mit hoher Stirn, auf der Geist thront; eine Adlernase tritt scharf hervor; über ihr funkelt ein Paar großer, dunkler Feueraugen, die Gluth sprühen und mit ihren Blicken demjenigen, der angesprochen wird, die verborgensten Stellen der Seele ergründen wollen. In diesen Augen liegt etwas Grauenhaftes, wiewol sie Sanftmuth und Demuth verkünden möchten! Die unförmlichen, dicken Lippen deuten auf Triebe, denen der Priester entsagt hat. Das schwarze, dichte Haar ist kurz verschnitten, wie es bei den Geistlichen der katholischen Kirche Brauch oder gar Vorschrift ist. Der Pfarrer hat eine wohlgeformte Hand; er weiß es, denn in seinem lebhaften Vortrage, der durch sonores Organ besticht, spielen kunstgerechte Bewegungen dieser Hand eine Rolle. Was ich von ihm bis jetzt gehört habe, verräth einen scharfen Denker, der die Schranken des Kirchenglaubens längst übersprungen hat und in's Gebiet der freien Forschung weit eingedrungen ist. Dabei fällt es mir auf, daß er in Gegenwart des Barons Joseph diese Saiten gar nicht anschlägt; gegen die Damen dagegen, und selbst in meiner Gegenwart, läßt er sich gehen.

5.

Am 5. Juli.

Das Schloß — liegt auf dem Gipfel und obersten Abhang eines der Felsenhügel, die aus dem Boden des — — Thals bald wulst-, bald kammartig in großer Menge hervorgequollen sind, und durch ihre phantastischen Formen zur Verschönung der Landschaft nicht wenig beitragen. Das Schloß stammt aus dem Mittelalter und ist daher im Geschmack dieses Zeitalters ganz burgartig mit Thürmen und Zinnen gebaut. Es hat zwei Höfe, einen äußern und einen innern, von denen der innere von Wirthschaftsräumen rings umgeben ist. Da sind die Stallungen, die Getreide- und Futterböden, die Räume zur Aufbewahrung der Ackerwerkzeuge, und die Wohnungen des zur Wirthschaft gehörigen Gesindes, der Knechte und der Mägde. In den oberen Stockwerken laufen um alle vier Seiten des Hofes offene, von Säulen im Rundbogenstil getragene Gallerien, von denen der ganze Hof und Alles, was darauf vorgeht, überwacht werden kann. Die eine Seite gehört zum Hauptgebäude des Schlosses, worin die stattlichen und prächtigen Wohnräume der Burgherrschaft befindlich sind. Dieses Gebäude hat zwei

Flügel, welche auf der, dem Hauptgebäude gegenüberstehenden Seite mit einem niedrigen, nur ein Stockwerk hohen Gebäude verbunden sind, über das man aus den Gemächern in den oberen Stockwerken des Hauptgebäudes hinwegsehen kann. In der Mitte dieses niedern Gebäudes ist des äußern Schloßhofes Thor mit hohem Thurm; ein zweiter Thurm erhebt sich über das Hauptgebäude, ein dritter endlich an einer Ecke des innern Schloßhofes. Ein tiefer Felsengraben umgiebt die Burg, die durch zwei Zugbrücken vom äußern Hofe, mit dem Schloßgarten vom innern mit den Feldern des Schloßgutes in Verbindung steht.

Die Aussicht von den Fenstern der Burg ist großartig, manchfaltig, entzückend schön. Im Vordergrunde, am unteren, flachgeneigten Abhange des Felsenhügels und im Thale das Dorf — mit seinen stattlichen Häusern und Wirthschaftsgebäuden, in einem Baustil, der eine Abart des Schweizer Stiles ist, im Schatten prächtiger Baumgärten, aus denen vor allen der Pfarrhof hervorleuchtet; im Mittelgrunde der Landschaft das breite Thal voll Aecker, Gärten und Wiesen, durch die der mächtige —Strom, meist in gerader Linie sich Bahn gebrochen hat, und auf beiden Seiten von himmelanstrebenden Gebirgsmauern eingefaßt,

deren Firste weit in die Alpenregion hineinreichen; im Hintergrunde eine Massengruppe riesiger Berge, die gegen ihre spitzigen, zackigen Enden hin mit ewigem Schnee bekleidet sind, von dessen unterm, wellenlinigem Rande in einigen Schluchten bis in die Baumregion bläuliche Massen sich senken, die ich für Gletscher halte, — was mir Baron Joseph bestätigt.

Echt aristokratisch ist das Leben in diesem Schlosse! Es herrscht in ihm die Aristokratie der Geburt, der Bildung, des materiellen Genusses unter Formen, die wohlthuend wirken, himmelweit verschieden von der anmaßlichen Vornehmthuerei und Prunkliebe, die in den Häusern von Emporkömmlingen der Aristokratie des Geldes zur Schau gestellt wird, — für den feinfühlenden Menschen so verletzend! Es muß im Blute liegen! Die Sitte macht den Menschen mehr, als das Blut; aber das Blut hat früher die Sitte geschaffen. Der Ehrgeiz des Emporkömmlings duldet keinen Zaum, und der Durst nach Reichthum und darauf gegründetem Einfluß verzehrt ihn; — nicht auch alle Sterbliche? Gewiß, uns Alle. Was folgt aber daraus? Daß das Glück uns flieht in dem Maße, als wir es suchen! Die echte Aristokratie der Geburt kennt nicht den Neid; die Aristokratie des

Geldes liegt der Regel nach in seinen Fesseln. Was aber ist der Neid anders, als ein niedriges, elendes Gefühl, ein schwarzer Harm und Verdruß über das Glück des Andern; ist er folglich nicht die marternde Qual niedriger, verächtlicher Seelen, wie der Wetteifer die Leidenschaft ist edler Gemüther!

Küche und Keller sind vortrefflich bestellt; auch ist man nicht gleichgültig gegen die Genüsse einer wohlbesetzten Tafel; aber auch darin zeigt sich die feine, die höhere Bildung, die Nichts weiß von Pracht und Ueberfülle, die sich beschränkt auf das Nothwendige, dieses aber mit Geschmack zu ordnen versteht. Es ist Sitte, zu jedem Couvert den Speisezettel zu legen, der täglich sechs Gänge enthält. Das ist ein löblicher Brauch. Die Burgfrau, die mich ihren lieben Gast nennt, — und eigentlich ihr Gast bin ich, da sie Besitzerin und Herrin des Schlosses ist, — hat mir meine Liebhaberei für die Weine Süditaliens und der Levante, die wir in Norddeutschland so selten haben können, abgelauscht; auf meinem Zimmer stehen drei Flaschen des kostbarsten Weins: Lacrimae Christi des Vesuvio, ein Argos-Anthosmia von Cypern, Jahrgang 1784, und sogar ein persisches Gewächs, dessen Flasche die Aufschrift Schiraz-Zoucky-Damas

führt, und neben diesem köstlichen Traubensaft zwei elegante Porcellanplateaux und allerhand Gebäck und Confect, was nun aber nicht meine Liebhaberei ist.

Bei Tafel und Abends am Theetisch, der in diesem Hause das Bürgerrecht erworben hat, was sonst in den Bergen, wie ich höre, nicht der Fall ist, herrscht ungebundener Frohsinn, ohne jedoch, wie sich von selbst versteht, die Gränzen des Anstandes zu überschreiten, wie er mit feiner Bildung untrennbar verbunden ist. Der Baron läßt sich jedoch zuweilen gehen, was ihm dann auch von seiner Nichte, der Burgfrau, deren Seele ein Quell des reinen Geschmacks, des Sprachsinns und des Gefühls für Schicklichkeit zu sein scheint, immer eine vergoldete Pille des Tadels einträgt. Mit dem Pfarrer steht er, wie es mir vorkommt, nicht auf dem besten Fuße. Er vermerkt es mißliebig, daß die Burgfrau ihrem Burgkaplan fast die Rechte eines Familiengliedes eingeräumt hat, was auch mir, dem ganz Unbetheiligten und Unbefangenen, der ich einige wechselnde Blicke bemerkt habe, sehr auffällig ist.

Die Unterhaltung bewegt sich um Alles und Jedes, was des gebildeten Menschen Theilnahme in Anspruch nehmen kann, und ruft aus dem

Munde der beiden Damen, insbesondere der Burgfrau, Urtheile hervor, die mich in Erstaunen setzen. Die Krone der Geistreichigkeit gebühret aber ohne Widerrede dem Pfarrer, der weder dem Baron, noch dessen Nichte, noch dem Fräulein Mathilde gegenüber jemals um eine treffende Antwort in Verlegenheit ist. Ueberdem besitzt er eine Fülle des Wissens, daß man ihn ein lebendiges Conversations-Lexicon nennen könnte, und was besonders bei einem Gliede des niedern Clerus bemerkenswerth ist, er versteht und spricht von den neueren Sprachen Französisch, Englisch, Italiänisch und Spanisch wie seine Muttersprache, in deren Gebrauch er aber die Mundart seiner Heimath, den allemannischen Dialekt, nicht überwunden hat.

Diese Mundart hat eine Härte, welche ein norddeutsches Ohr, das an das Weiche seiner Heimathklänge gewöhnt ist, sehr unangenehm berührt; im Besondern ist sie durch Töne verunstaltet, die, tief aus der Kehle hervorgeholt, wie das Krächzen eines Raben klingen; namentlich gilt dies von Wörtern, in denen ein ch vorkommt. So wird das Wort Knecht wie ein, aus einem französischen und einem deutschen Laut zusammengesetztes Wort ausgesprochen, etwa wie Que—nächt,

D'nächt. Dabei klingt dieser Dialekt im Munde desjenigen, der ihn spricht, so, als poltere und zürne er beständig, wie friedfertig er auch sein und wie gemüthlich er es meinen möge.

Diese allemannische Mundart reicht von hier aus gegen Abend über das ganze Innthal und die Gebirgs-Landschaften jenseit des Arlbergs bis in die Schweiz hinein, die, soweit sie deutsch ist, dem Gebiete der Mundart durchaus angehört. Die allemannische Mundart gränzt auf der Nordseite mit der baierischen und der schwäbischen. Die Scheidung mit der zuerst genannten folgt, wie es scheint, dem Hauptkamm der sogenannten baierischen Alpen, von dem sie am Walchen-See herabsteigt und am Lechthal zwischen Füßen und Schöngau an's Gebiet der schwäbischen Mundart stößt. Die Gränze mit diesem Dialekte wird durch eine Linie bezeichnet, die auf der Hochebene weiter gegen Abend zieht zwischen Kaufbeuren und Kempten, über Leutkirch nördlich von Ravensburg auf Pfullendorf, und von da nach der obern Donau zur Baar bei Tuttlingen und über Donau-Eschingen auf den Rücken des Schwarzwaldes. Noch weiterhin ist mir die Gränze nicht bekannt.

Der Baron liebt es, die auf dem Welttheater vorgehenden großen und kleinen Begebenheiten

zum Gegenstande der Unterhaltung zu machen und daran Erinnerungen aus der Vergangenheit zu knüpfen, so wie Blicke in die Zukunft zu werfen. Ich weiß das von Alters her. Der Pfarrer nimmt lebhaft Theil daran. Er zeigt in seinen Urtheilen eine so tiefe politische Einsicht von der Weltlage, von der Politik, die von den Cabinetten befolgt wird, und von dem Einfluß, den diese auf den Zustand der Völker, ihre leibliche und moralische Wohlfahrt ausübt, daß ich ein über das andere Mal staunen muß, und oft schon gedacht habe: dieser Mann paßt eher in den Rath großer Fürsten als auf die Pfarrstelle von — — und in die Burgkaplanei des Schlosses — —. Auch die Burgfrau entwickelte sehr klare, dabei freisinnige Ansichten, die von ihr wie Blitze in die Unterhaltung geschleudert werden. Nicht selten zünden sie. Fräulein Mathilde, das junge Mädchen, verhält sich bei dem Wortstreit, der daraus zu entstehen pflegt, still und ruhig.

Heute war die Unterhaltung, besonders über politische Zustände, sehr lebhaft.

Der Baron meinte unter Anderm: die einzige Quelle des Glücks und der Wohlfahrt der Reiche, großer wie kleiner, sei Edelsinn und Rechtschaffenheit der Bürger wie der Lenker der Staaten;

und wie Menschen nicht anders glücklich sein könnten, als im Zustande der Ruhe, höchstens einer gemäßigten, langsamen Bewegung, eben so die Völker, wenn sie sich von gewaltsamen Bestrebungen fern halten, die große Bedürfnisse, große Noth voraussetzen. Wie es aber um die Befolgung dieses Grundsatzes aussehe, davon wisse ein Jeder, der die Ereignisse der Zeit nicht gleichgültig an sich vorüber eilen lasse, ein Lied zu singen. Ein allgemeines Unbehagen habe sich der europäischen Welt bemeistert, nirgends sei Ruhe oder die naturgemäße Bewegung, überall ein Drängen und Stoßen vorwärts, das eben so viele Rückschläge erdulden müsse. Wer aber trage die Schuld an all' diesen trübseligen Erscheinungen? Die Lenker der Staaten seien es, die diese Schuld ihrem Gewissen aufgebürdet, das Fürstenthum, das sich nur von Gottes Gnaden seiner selbst willen in die Welt gesetzt glaube und es nicht zu begreifen scheine, oder es nicht begreifen wolle, daß, weil die allgemeine Achtung das Mittel ist, welches große Dinge erzeugt, sie auch durch große Dinge erworben, wenigstens verdient werden müsse. Unter allgemeiner Achtung sei aber die Achtung der Guten, der Rechtschaffenen, der edlen Gemüther zu verstehen; was dagegen die Meinung des großen Haufens anbe-

lange, die man zu voreilig und zu freigebig die öffentliche Meinung zu nennen liebe, so habe das Fürstenthum auch diese zu beachten, indem es sie schone, ohne ihr zu schmeicheln. Nichts verdicke das Blut und hemme seinen natürlichen Kreislauf mehr, als das Bewußtsein, etwas Dummes begangen zu haben. Und in diesem Stadio ständen alle Fürsten, die sich legitime nennen, die es vergessen, was ihre Vorfahren vor einundvierzig Jahren zum eigenen und zum Heil der Völker auf ganz legitime Weise beschlossen, nämlich, daß nie ein Glied der Familie Bonaparte weder auf dem Throne Frankreichs noch auf dem von Italien Platz nehmen dürfe. Und dennoch hätten die Söhne und Enkel es gelitten, aus Furcht vor dem Umsturz ihrer Throne durch die Revolution, zu deren Bewältigung in Frankreich ein Glückspilz sich anheischig gemacht habe, wenn man geneigt sein wolle, ihn in den Rath der Fürsten aufzunehmen. Zur Wiederherstellung der Monarchie in Frankreich bedürfe es aber einiger Zeit, und der Uebergang zu ihr müsse durch die Präsidentschaft der Republik vermittelt werden. Mit allen diesen Vorschlägen und Anträgen sei man einverstanden gewesen. Nun empfinde die Schwäche von damals es zu spät, daß sie, durch Furcht

vor den eigenen Völkern nachgiebig gemacht, sich selbst eine Zuchtruthe aufgebunden und der Gesittung den rasendsten Feind geschaffen habe; es gebe in Europa jetzt nur Eine gebietende Macht, die durch den, bei den Haaren herbeigezogenen Krimkrieg auf lange Zeit befestigt worden sei. Alle übrigen Mächte müßten sich dem Gebieter unterwerfen, und hätten es schon gethan, selbst das stolze Albion, wenigstens dessen Staatslenker. Die Feigheit und die Selbstsucht sei die Seuche Europa's, die Schande großer Regierungen und großer Völker. Freilich sei das Glück ein Kind der Unbeständigkeit, und darum dürften Menschen wie Völker bei Widerwärtigkeiten, von denen sie betroffen werden, die Hoffnung nicht sinken lassen, während sie in den Tagen des Glücks Gefühle der Besorgniß nicht unterdrücken sollen: gelacht müsse werden, bevor man glücklich sei, aus Furcht zu sterben, ohne gelacht zu haben! In diesem Falle befinde sich Europa dem zeitweiligen Machthaber von Frankreich gegenüber. Er habe das schöne Land der Franzosen wieder zum Kriegsherd umgeschaffen; seinem beharrlichen Alleinwillen folge ein schlachtenlustiges und kampferfahrenes Volk und nehme den Glanz äußerlichen Ruhmes als Schadloshaltung für seine verlorene Freiheit.

Die Gewähr für das Leben des „kranken Mannes“ sei erreicht. Bald werde die Lehre von den natürlichen Gränzen an die Reihe kommen in einem Lande, wo sie nie geruht, und wo kein Mund reden darf, ohne daß ihm die Regierungsgewalt die Lippen geöffnet. —

Möglich, so schloß Baron Joseph seinen beredten Vortrag, daß die legitimen Regierungen, indem sie, der Achtserklärung von 1815 zuwider, den 2. December anerkannten, ihr Gewissen trügerisch beschwichtigt haben, wußten sie doch, daß es nicht ein Bonaparte ist, welcher das Kaiserreich und seinen Despotismus durch Lug und Trug und mit allen Künsten der niedrigsten und verschmitztesten Ränkesucht wiederhergestellt hat.

Was sagen Sie da, lieber Ohm, fiel ihm die Burgfrau in's Wort, der Kaiser der Franzosen ist ja doch der Neffe des ersten Kaisers, also ist er ein Bonaparte.

Fräulein Mathilde war abgerufen worden.

Wir Alten, liebe Agnes, erwiderte der Baron, indem er mich ansah, die wir Jünglinge waren, als der zeitige Häuptling des Franzosenvolkes geboren wurde, erinnern uns der Chronique scandaleuse, welche über die in den Tuilerien, in St. Cloud und Malmaison, auch im Haag und

im Amsterdamer Stadthaus herrschende Sittenlosigkeit von Mund zu Mund ging.

Ich verstehe nicht, was diese Chronik von damals mit der Geburt des jetzigen Kaisers zu thun hat, bemerkte die Burgfrau.

Du wirst es verstehen, liebes Kind, wenn ich Dir sage, daß man, nicht in's Ohr sich raunte, sondern ganz frei und frank als von einem öffentlichen Geheimniß sprach: die schöne Hortense Beauharnais habe mit ihrem Ehemanne, Ludwig Bonaparte, der sie nicht leiden mochte, und von seinem Bruder Napoleon zu dieser Heirath gezwungen wurde, gar kein eheliches Leben geführt. Und man erzählt sich weiter, daß, liebebedürftig, wie das junge Weib war, es sich zu entschädigen verstanden habe durch zu lebhaftes Kosten verbotener Früchte, unter denen man damals, als Hortense den Namen einer Königin von Holland trug, und ihr Sohn, Karl Ludwig Napoleon, geboren wurde, einen Seemann dieses Landes nannte, auf dessen Namen ich mich nicht besinnen kann. Erinnern Sie sich nicht des Namens? wandte sich der Baron an mich.

Irr' ich nicht, so wurde der . . . . genannt, und dieser Name war in Holland, Westfalen und am Rhein ganz landläufig.

Aber, lieben Freunde! fiel die Burgfrau lebhaft ein, die edle und so unglückliche Hortense, die uns von der Mühlbach als ein Muster aller weiblichen Tugenden geschildert worden ist, sollte der ersten der ehelichen Pflichten, der Treue, so uneingedenk gewesen sein! Das ist nicht möglich, das ist Verleumdung, die bösen Zungen von damals haben die schöne, junge Frau beschmutzt, besudelt; ich thue Einspruch gegen das Gerede im Namen meines Geschlechts, im Namen der Weiblichkeit! Ich stütze mich auf die Mühlbach!

Das ist, bemerkte der Pfarrer, ein sehr schwacher Stab. Erwägen Sie, ehrsame Burgfrau, daß Frau Mundt, die sich Mühlbach nennt, Romane schreibt, die auf historischem Grund und Boden ruhen wollen, es aber in Wirklichkeit nicht thun, und nicht thun können, weil der Dichter sich ein Ideal schaffen muß. Und dieses Ideal kann er nach der herrschenden Anschauung nicht anders als in die Hülle der höchsten Sittlichkeit kleiden. Mit Recht folgt er diesem Gesetz, da jede Dichtung auf Veredlung der Gefühle wirken soll. Nimmt der Dichter eine in der Geschichte gegebene Persönlichkeit, sei sie männlich oder weiblich, zu seinem Ideal, zum Helden des Romans, so muß sie ein großer Charakter sein: das ist aber Hortense

nicht, ich spreche ihr sogar den Rang einer historischen Figur ab. Hortense ist meines Erachtens Nichts als ein schöner flatterhafter Tagfalter, der von Blüthe zu Blüthe geflogen, womit ich jedoch nicht sagen will, daß ich der Erzählung des Herrn Barons unbedingt zustimme, in der That, ich habe nie davon gehört. Doch möcht' ich ihr bedingungsweise beitreten, und zwar aus physiologisch-psychologischen Gründen. Sie werden mir, ehrsame Burgfrau, Nachsicht zu Theil werden lassen und mich recht verstehen, — und dabei warf der Pfarrer einen sonderbaren, räthselhaften Blick auf die Burgfrau, der erwidert wurde, — wenn ich die leise Andeutung auszusprechen mir erlaube; eine vielfach bewährte Erfahrung stimme in der Wahrnehmung überein, daß natürliche, d. h. aus heimlichem, verbotenem Umgang entsprungene Kinder der Regel nach mit großer geistiger Kraft und Charakterstärke begabt sind, der Grund dieser Erscheinung liegt auf der Hand; — gnädige Frau Baronin, ich hoffe das Anstandsgefühl nicht zu verletzen, da ich in Gegenwart einer verwittweten Ehefrau spreche; — die Heimlichkeit erhöht die Leidenschaft, das Bewußtsein, gegen die Ordnung und ihre Regeln zu handeln, indem der Mensch von der verbotenen Frucht kostet, steigern sich die

natürlichen Triebe und sie entflammen sich, wenn die innigste Herzensneigung Mann und Weib zusammenfügt zur Umarmung, aus der das neue Leben entspringt, dem die bedeutungsvollen Eigenschaften eingeflößt werden müssen, die ich vorher nannte.

Hören Sie auf, rief die Burgfrau, Sie mißbrauchen meine Nachsicht!

Pfarrer, fiel der Baron finster ein, Ihre Auseinandersetzungen sind hier am unrechten Orte.

Nicht so ganz, Herr Baron, fuhr der Pfarrer fort; ich wollte nur zeigen, daß die Physiologie oder Menschennaturlehre im Bunde mit der Psychologie oder Seelenlehre wohl geeignet ist, die Geschichte, von der Ihnen dunkle Jugenderinnerungen vorschweben, zu bewahrheiten, denn Niemand wird so verwegen sein, dem jetzigen Oberhaupte des französischen Volkes eine geistige Begabung abzusprechen, die ihn befähigt, sich zum Herrn der Welt aufzuschwingen, wozu er so eben durch den siegreichen Krimkrieg den Anlauf genommen hat.

Einverstanden! erwiderte der Baron, mit dem Vorbehalt jedoch, daß der Sieg mit Tausenden von Menschenleben erkauft worden ist, wegen

deren Aufopferung der Sieger einst Rechenschaft zu geben hat.

Fräulein Mathilde war unterdeß wieder eingetreten.

Das sind, geehrtester Herr Baron, Ansichten des hausbackenen Menschenverstandes, — verzeihen sie den Vergleich, — die vor dem Genius verrinnen in ihr Nichts. Was weiß das Genie von Menschenleben, was darf es von ihnen wissen, wenn es die Erreichung großer Ideen anstrebt, seien diese rein auf's persönliche Interesse berechnet, wie es die Regel, wie's wol immer ist, oder hätten sie einen kleinen Beigeschmack von Interesse für andere, also in unserem Falle von Staatslenkern, denen durch das sogenannte legitime Recht der Erbfolge, oder durch ein blindes Ungefähr Völker geschenkt wurden, die sie für ihr Eigenthum anzusehen die Kühnheit haben. Ich erinnere mich irgendwo gelesen zu haben, daß der preußische König, Friedrich II., in einer seiner Schlachten des siebenjährigen Krieges, ich glaube, es war im Treffen bei Leuthen, den Soldaten einiger Schlachthaufen, die bei dem Sturme auf kaiserliche Batterien zu wanken anfingen, zugerufen habe: Hunde, wollt' ihr denn ewig leben! Ich weiß nicht, ob die Anekdote wahr ist, jedenfalls

aber ist sie bezeichnend für das Genie, das, wenn es seine Zwecke erreichen will, Menschen mit Hunden vergleichen und Tausende von diesen hündischen Leben in die Schanze schlagen darf. Und Genie wird man diesem vielbelobten Könige, den seine Zeitgenossen den Philosophen von Sanssouci nannten, doch nicht absprechen wollen. Aehnlich verhält es sich mit dem zweiten Kaiser der Franzosen.

Für das Glück der Menschheit wär' es zu wünschen, daß, sind große Verbrechen, die sie beschädigten, begangen, zum wenigsten Rachegeister Die verfolgten, welche durch Stellung und Macht über den Gesetzen stehen.

Ihrem Wunsche, Herr Baron, kann ich mich nicht recht anschließen. Sie stellen, fuhr der Pfarrer fort, die großen Männer der Geschichte, die auf einer ganz bestimmten Stufe von Gewordenem und Werdendem ihr unwiderruflich gegebenes Schicksal durch's Schwert erfüllen, mit gemeinen Verbrechern in Einen Rang. Das ist, dünkt mich, unbillig, es ist mehr als das, es ist ungerecht. Der Glanz des vorwärts schreitenden Thuns überstrahlt das triviale Handeln der gewöhnlichen Menschen, die das Meteor beneiden, von dessen Strahlen die Welt erleuchtet wird. Ich vergleiche das Genie mit einem glänzenden Meteor; hätt' ich

es mit der Sonne verglichen, so würd' ich seine Ewigkeit vorausgesetzt haben, was ein Absurdum, was undenkbar ist. Der Sonnengenius ist der denkbare, aber unwahrnehmbare, unhörbare, unfaßbare Weltengenius, der in der Geschichte unsichtbar waltet, doch in der Unendlichkeit der Zeitenräume dann und wann kleine Partikeln von sich absondert, die da berufen sind, das Menschengeschlecht, das sich in seiner Trägheit des Denkens eingelullt hat in träumerischen Halbschlaf, wach zu rufen und ihm Das vor Allem in helles Licht zu stellen, was in Zeit und Raum Noth thut. So betracht' ich, Herr Baron, die Bestimmung des zeitigen Oberhauptes von Frankreich; ich nenn' es absichtlich ein zeitiges, weil ich das Genie mit einer Feuerkugel verglich, deren Dauer an Momente geknüpft ist. Im Leben der Völker aber, und nun gar im Leben der Menschheit ist die Dauer eines Menschenlebens nur der tausendste Theil eines Moments. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, sagt der Herr in der Bergpredigt, indem er hinzufügt, ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte. Und für einen guten Baum halt' ich das Meteor, das in unseren Tagen am europäischen Himmel seine ephemere Bahn vollendet.

Und ich, fiel der Baron ein, halte das von Ihnen bewunderte Meteor für den faulen Baum der Bergpredigt, der arge Früchte bringt, der abgehauen und in's Feuer geworfen wird. Und da Sie, Herr Pfarrer, einmal die heilige Schrift für Ihren Schützling in Anspruch genommen haben, so gestatten Sie, daran erinnern zu dürfen, daß der Herr Jesus Christus gesagt hat: Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken; ich bin gekommen zu rufen den Sündern zur Buße und nicht den Gerechten. Also wird Freude sein im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen.

Diese Aussprüche des Heilandes, die Sie, Herr Baron, da aus dem 5. und 15. Kapitel des Evangeliums Lucä anführen, thun gerade das Gegentheil dessen, was Sie zur Bekräftigung Ihrer Ansicht zu sagen die Absicht hatten; sie sprechen für meinen Mann, vorausgesetzt, daß wir ihn für einen Sünder im Sinne des Herrn halten wollen.

Dem Ausspruche des Herrn gegenüber, fuhr der Baron fort, ist es gestattet, zu glauben, obgleich kein Wort davon im Evangelio steht, daß es in der Hölle mehr Heulen und Zähneklappen giebt für einen Sünder, der seine Seele rettet,

als für neun und neunzig Gerechte, die sich in die ewige Verdammniß stürzen. Die Dämonen, welche, wie gewaltig sie sich auch in ihrer unsinnigen Raserei abmühen mögen, den ungeheuern Raum nicht zu überschreiten vermögen, der sie vom Reich der Auserwählten scheidet, machen ohne Zweifel unaufhörlich die größten Anstrengungen, die Bevölkerung ihres Aufenthaltes der Finsterniß zu vermehren, eben so wie es leibhaftige Teufel in menschlicher Gestalt die Hülle und Fülle giebt, die auf alle nur immer mögliche Weise und jeden Augenblick Diejenigen in den Abgrund zurückzustoßen suchen, die sich abmühen, an seinen jähen Abhängen in die Höhe zu klettern. Als Obersten dieser in der Gegenwart herrschenden Dämonen seh' ich aber Ihre am europäischen Himmel schwebende Feuerkugel an, die dereinst zerplatzen wird mit fürchterlichem Gekrach und Geprassel und stinkend wie der Schwefelpfuhl der Hölle!

Sie übersehen, Herr Baron, in Ihrem Haß gegen das zeitige Oberhaupt von Frankreich, die Wahrheit, daß Alles, was ist, Berechtigung hat zum Sein, und daß jedes Seiende in seinem Thun und Lassen dem Gesetz der Nothwendigkeit unbedingt unterworfen ist, woraus folgt, daß......

Die Burgfrau mochte fürchten, daß eine weitere

Ausspinnung dieses Gespräches in Schärfe, Säure und Bitterkeit von der einen, wie von der andern Seite umschlagen werde, besonders da ihr die Verstimmung des Oheims gegen den Pfarrer nicht unbekannt zu sein, und ihr in diesem Augenblicke lebhaft vor der Seele zu schweben schien. Mit feinem Takt wußte sie die Weiterrede des Pfarrers mit den Worten abzuschneiden: —

Verzeihen Sie, daß ich Ihr interessantes Gespräch für einen Augenblick unterbreche. Es geht mir da eben Etwas durch den Kopf, was ich zu verlieren fürchte, wenn ich es nicht ausspreche. Haben Sie die Güte gehabt, die dürftige Familie zu besuchen, von der ich Ihnen heute Vormittag mit der Bitte erzählt habe, die Hausmutter zu veranlassen, auf's Schloß zu kommen?

Der Pfarrer, welcher die eigentliche Absicht dieser Unterbrechung verstehen mochte, antwortete gewandt: Wie könnte dem Gedächtniß unserer ehrsamen Burgfrau entschwinden, was milder Sinn, Mit-Leiden der Armuth des Nebenmenschen und der Trieb zur Wohlthätigkeit ihr in's Herz gepflanzt hat! Gnädige Frau, Ihre Befehle in Bezug auf diese Familie, wiederum eine zu den vielen, die sich Ihrer Unterstützung erfreuen, sind auf der Stelle vollzogen worden. — Und nun

gab er auf den Wunsch der Burgfrau sein Gutachten über die Mittel und Wege ab, wie der Familie zu helfen sein werde.

Ich hörte dies nur nebenbei, weil Baron Joseph mich in ein naturwissenschaftliches Gespräch verwickelt hatte, das von Sachen und Personen handelte.

Die Burgfrau, merkend, daß ihr Zweck auch auf Seite ihres Oheims erreicht war, brach das Gespräch mit dem Pfarrer ab, und wandte sich zu uns.

Darf ich fragen, wovon die beiden Herren sprechen? sagte sie mit der flötenden Stimme einer Nachtigall.

Ich erkundigte mich, antwortete der Baron, bei unserm Freunde so eben nach Personen in Berlin, die ich persönlich kenne; es sind Koryphäen der Naturwissenschaften und darunter Alexander von Humboldt als Nestor an der Spitze.

Oh, der große Mann nimmt meine Theilnahme eben so in Anspruch, wie die Deinige, lieber Oheim; ich verehre den Verfasser des Kosmos, wie wol keine meines Geschlechtes. Freilich verstehe ich von Dem, was in diesem Buche abgehandelt wird, nur blutwenig, es ist mir zu gelehrt; was ich daran bewundere, ist die geschmack-

volle Sprache, in der die schwierigsten Themata der Weltanschauung abgehandelt worden sind, ohne daß sie jedoch im Stande ist, dem Leser, der ohne Vorkenntnisse den Kosmos in die Hand nimmt, so deutlich zu werden, wie es der Verfasser im Sinne gehabt haben mag. Und darum begreif' ich es in der That nicht, wie der Kosmos eine so große Verbreitung gefunden hat. Die Ansichten der Natur, welche Herr von Humboldt gleich nach seiner Rückkunft aus der Neuen Welt, also vor funfzig Jahren, veröffentlichte, verdienen in meinen Augen den Preis; welche Tiefe des Gemüths spricht aus jeder Zeile dieses köstlichen Buchs, welch' feiner Sinn des Gefühls für den größten wie für den kleinsten Theil der Schöpfung, welche Wärme der Empfindung, welche Poesie! Beim Lesen dieses Buchs wird man es so recht inne, daß, während in der physischen Welt Alles sich ändert und untergeht, die Natur selber unbeweglich und unvergänglich bleibt.

Mein Erstaunen steigerte sich mit jedem Worte, was die schöne Burgfrau sprach. Der Pfarrer lächelte, man sah es ihm an, mit innigstem Wohlgefallen! Der Baron fiel ein: —

Ich theile Dein Befremden, liebe Agnes, daß der Kosmos einen so großen Leser-Kreis gefunden

hat. Vielleicht können Sie uns, lieber Freund, wandte er sich an mich, Auskunft über die Ursache dieser allerdings auffallenden Erscheinung geben, da der Kosmos nur Tiefeingeweihten verständlich und das Häuflein derselben doch ein sehr kleinesist.

Die Erscheinung, erwiderte ich, ist leicht erklärt. Die Mode ist ein Tyrann ihrer Zeit! Und eine Modesache ist Humboldt's Kosmos gewesen.

Sie scherzen wol, lieber Freund, lachte die Burgfrau, schämen Sie sich denn nicht, ein Geistesprodukt des tiefsten Nachdenkens und der umfassendsten Studien während eines langen Lebens mit dem Machwerk, mit der Eintagsfliege einer Pariser Modistin in Parallele zu stellen.

Das sei fern von mir, das zu thun, meine Gnädigste; nichtsdestoweniger muß ich dabei beharren, daß der Kosmos ein Gegenstand der Mode gewesen ist, und in dieser Eigenschaft den deutschen Büchermarkt eine Zeit lang tyrannisirt hat.

Wie ging das aber zu?

Sehr einfach, gnädige Frau; der Berliner Hof gab dazu den Anstoß. Weil Herr von Humboldt an diesem Hofe lebt, und die einzige der literarischen Größen Berlins ist, welche täglich an dem-

selben erscheint, und weil Jahre lang vom Kosmos gesprochen worden war, so bemächtigten sich zuerst die Mitglieder des Königlichen Hauses und die Vornehmsten der Hofleute sofort des ersten Bandes des Kosmos, als der nun endlich erschienen war. Das wirkte auf die anderen Hofleute fort, und die trugen es weiter in die geselligen Kreise der Hauptstadt, wozu die gelehrten Leute das Ihrige auch beitrugen, und so sprach man denn von nichts Anderem, als von Humboldt's Kosmos; Jedermann, der da glaubte, nur ein Bißchen auf Bildung Anspruch machen zu können, mußte den Kosmos haben; in den Salons der feinen Damenwelt lag auf dem Büchertisch der Kosmos oben an, und aufgeschlagen, um der Gesellschaft zu zeigen, man habe in dem gelehrten Werke des großen Philosophen — gelesen! Es bewahrheitete sich bei dieser Mode der Spruch, — daß kein Mensch zufrieden ist mit seinem Geschick, aber auch keiner unzufrieden mit den ihm vom lieben Gott verliehenen Gaben des Geistes — auf die glänzendste Weise! Vom Hofe und von der Hauptstadt pflanzte sich die Kosmos-Sucht, so möcht' ich die Erscheinung wol nennen, auf die übrigen Städte unseres Landes fort, und nicht genug daran, der Kosmos wanderte auf's platte Land und schlug seinen Sitz auf den Ritter=

gütern, auf den Pachthöfen auf, auch in einigen Pfarrhäusern fand er Eingang, freilich nicht in denjenigen, welche von schwarzen Herren bewohnt werden, die zu den frommen zählen, und bei uns den Beinamen Mucker führen. Buchhändlerische und andere Anzeigen, angeregt und ermuntert von der glänzenden Aufnahme, die das Buch am Berliner Hofe gefunden hatte, trugen auch das Ihrige bei, dem Kosmos die ungeheuere Verbreitung zu verschaffen, die er in ganz Deutschland, und weit darüber hinaus, gefunden hat.

Das ist denn doch ein Beweis, fiel mir die Burgfrau in's Wort, daß Herr von Humboldt mit der Veröffentlichung seines Werkes ein wirkliches Bedürfniß, nicht blos ein eingebildetes, befriedigt habe, wie es fast scheint, daß Sie so meinen.

Die Galanterie gegen die edle Burgfrau, aus deren schönem Munde ich so eben diese Ansicht gehört habe, nicht minder auch die innigste Verehrung, die ich der Person des Herrn von Humboldt, der ein mir freundlichst gesinnter Gönner ist, seit langen Jahren zolle, gebieten mir, einen Punkt unerörtert zu lassen, der, strenge genommen, außerhalb meiner Beurtheilungskraft liegt.

Wie fein und zugleich wie bescheiden! fiel mir die Burgfrau in's Wort.

Ein Erlebniß aber, fuhr ich fort, mag einigermaßen dem zum Stützpunkt dienen, was ich über den Absatz des Kosmos gesagt habe. Ein Gewerbsmann, der zur Läuterung des Zuckers eine große Fabrik unterhält und es durch dieses Geschäft zu Reichthum gebracht hat, auch eine sehr gute allgemeine, insonderheit gesellige Bildung besitzt, die ihm, außer seinem klingenden Vermögen, Aufnahme in die höheren Gesellschaftskreise verschafft hat, konnte natürlicher Weise nicht umhin, für sich und seine erwachsenen Töchter die Kosmos-Mode mitzumachen, um doch auch davon reden zu können. Da gestand er mir denn einmal: das Buch ginge ihm doch über den Gesichtskreis seines Vorwissens, und er verstehe es gar nicht, was Humboldt mit den Bergen im Fassathal sagen wolle; wo denn das Fassathal so eigentlich zu suchen sei u. s. w. Bei einer andern Gelegenheit wurden auf einem Rittergute in der Neumark ähnliche Fragen an mich gerichtet. Ich will mit diesen Erlebnissen nur sagen, meine Gnädigste, daß es zweifelhaft scheint, ob Humboldt's Abriß einer Weltbeschreibung ein Bedürfniß gedeckt hat; ich möchte lieber sagen: der Kosmos hat das Bedürfniß geweckt und es den Leuten klar gemacht, wie nothwendig es sei, sich in der Natur umzu-

schauen, und mit ihren Kräften und der unendlichen Menge ihrer Körper bekannt zu machen.

Ist denn das nicht an sich sehr verdienstlich?

Sicherlich, gnädige Frau; Herr von Humboldt hat sich dadurch ein Verdienst erworben, was noch in Jahrhunderten nachwirken und anerkannt werden wird, abgesehen davon, daß er den Gelehrtenkreisen unser Wissen über Welt und Natur nach seinem Zustande in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in kurzen Umrissen übersichtlich vorgelegt hat, was bei dem Wust von Kenntnissen, der in den verschiedenen Zweigen der Physik aufgehäuft worden ist,. ein nicht geringes Verdienst ist.

Und die Commentarien, die zum Kosmos von verschiedenen Fachgelehrten gegeben worden sind, haben doch das bewirkt, was Herr von Humboldt in Folge seines tiefen, umfassenden Wissens nicht erreichen konnte, ich meine, seine Lehren volksthümlich, dem Volke verständlich zu machen.

Sehr richtig, gnädige Frau; allein Herr von Humboldt hätte Commentare und Nachbetereien seines Kosmos vermeiden können, wenn er dem Rathe wohlmeinender Freunde gefolgt wäre.

Wie soll ich das verstehen? fragte die Burgfrau.

Vielleicht werden Sie, gnädige Frau, von

Ihrem Herrn Oheim gehört haben, daß Humboldt, als er seinen Wohnsitz in Paris aufgegeben hatte und nach Berlin übergesiedelt war, daselbst im Winter von 1827 auf 1828 Vorlesungen über physische Geographie gehalten hat.

Davon hast Du mir, lieber Oheim, nie etwas gesagt.

Doch, Agnes, erwiderte der Baron, Du hast es nur wieder vergessen; überdies steht es ja im Kosmos selbst; doch fahren Sie fort, lieber Freund!

Herr von Humboldt hielt diese Vorlesungen doppelt; ein Mal vor den Studirenden der Berliner Hochschule in der großen Aula des Universitäts-Gebäudes, das andere Mal vor einem gemischten Publikum aus den Hof- und den höheren Gesellschaftskreisen der Hauptstadt im Saale der Singakademie. Hunderte von Personen, so viel beide Räume nur fassen konnten, zählte der berühmte Reisende zu seinen Zuhörern; in der Singakademie Männer und Frauen unter einander. Humboldt's Vortrag war frei; nur ein Paar Zetteln, auf denen die Hauptmomente dessen, worüber er jedesmal sprechen wollte, geschrieben standen, brachte er mit auf die Lehrkanzel. Und weil der Vortrag frei war, so floß er aus Kopf und Herz in Einem Guß, gefaßt in die Sprache

der Eleganz, des reinsten Geschmacks; wie poetische Fluthen strömte die Rede mit Wohllaut aus dem Munde des Heros; von Vorlesung zu Vorlesung wurden die Fluthen schwellender; sie rissen die Zuhörer fort, Alt und Jung, Mann und Weib, zum entzückendsten Genuß. Humboldt's nähere Freunde wünschten, daß die Vorlesungen, wie sie gehalten worden, gedruckt werden möchten. Zu dem Ende hatten sie mit dem Besitzer der ersten Buchhandlung in Berlin, Georg Reimer, Rücksprache gehalten, und denselben veranlaßt, die Vorlesungen von einem Schnellschreiber nachschreiben zu lassen — die Stenographie war damals noch nicht im Gange — und jede Vorlesung gleich nach ihrer Beendigung in Druck zu geben. Allein Herr von Humboldt, der von diesem Plane denn doch vorher in Kenntniß gesetzt werden mußte, lehnte die Genehmigung desselben ab, aus dem triftigen Grunde, daß, wenn er jemals an die Veröffentlichung denken sollte, der Verleger seiner bisherigen Schriften den nächsten Anspruch habe, auch diese Vorlesungen in Druck zu geben; und das war Cotta in Stuttgart.

Woher stammt Ihre Kenntniß von diesen Verhältnissen? fragte mich die Burgfrau.

Mit Herrn von Humboldt und mit Reimer

befreundet, hab' ich zwischen Beiden zum Theil als Unterhändler gedient. Nachher erbot sich Cotta, mit dem ich gleichfalls befreundet gewesen bin, aus freien Stücken, die Humboldt'schen Vorlesungen vom Munde weg drucken zu lassen, weil er sich, bei dem bewundernden, obwol stummen Beifalle, der ihnen in der Aula sowol als in der Singakademie zu Theil wurde, ein großes — Geschäft davon versprach. Allein nun hatte Herr von Humboldt den Einwand: was der Mensch spreche, eigene sich nicht immer zur Vervielfältigung durch die Presse; und so gehe es mit seinen Vorlesungen, die für den Druck einer gründlichen Ueber-, ja neuen Ausarbeitung bedürftig seien. Auf diese Weise ist die Welt um die, meist sehr populär gehaltenen Vorlesungen gekommen; im Kosmos findet sich von ihnen kaum eine Spur.

Das war denn doch ein wenig Eigensinn von dem guten Herrn von Humboldt, bemerkte die Burgfrau.

Nennen Sie sein Verhalten in der Sache nicht also, meine Gnädigste! Der Nestor unserer Naturforscher gehört zu den Schriftstellern, die in ihren Druckwerken zwei Richtungen erstreben, — erstlich: vollständige Beherrschung des Stoffs, und zweitens: Vollendung in der Form der Dar-

stellung. Die erste Richtung bedingt ein unaufhörliches Studium der fortschreitenden Literatur im Felde der Naturwissenschaften, wobei Humboldt jüngere Kräfte zu Hülfe nehmen muß, weil er dieses Studium, dieses Excerpiren aus alten und neuen Werken, in Folge seiner Stellung bei Hofe und der Staatsgeschäfte, mit denen er vom Könige betraut wird, auch seiner sonstigen Arbeiten, unter denen der Briefwechsel rings um die Erde nicht die geringste ist, nicht allein bewältigen kann; die zweite Richtung aber ruft bei Humboldt eine gewisse Aengstlichkeit hervor, eine Unentschlossenheit, ein Suchen, ja ein Haschen nach gewählten Ausdrücken, das kein Ende nehmen will, ein Umsturz ganzer Perioden und Sätze und ihr Wiederaufbau, dessen Formen als reiner und klassischer erscheinen sollen. Dieses Streben nach der vollendetsten Form der Darstellung ist Ursache, daß Humboldt's Manuscripte zu den undeutlichsten gehören, die jemals aus der Hand eines Schriftstellers in die des Schriftsetzers übergegangen sind. Hier sind ganze Stellen ausgestrichen, dort einzelne Wörter, und beide am Rande durch andere ersetzt, die vielen Einschaltungen gar nicht einmal zu rechnen, die auf besonderen Blättchen geschrieben und auf dem Hauptblatte aufgeklebt werden. Ganz

abweichend von seinem Bruder Wilhelm, der eine regelrechte und darum deutliche, man kann sagen, schöne Handschrift schrieb, glaubt man in Alexander von Humboldt's Handschrift eher Hieroglyphen als Buchstaben des lateinischen Alphabets zu erkennen, und nur diese Schriftzeichen wendet er in neuerer Zeit an.

Wer viel schreibt, hab' ich mir sagen lassen, vernachlässigt leicht seine Handschrift, und so wird es auch wol bei Alexander von Humboldt gekommen sein.

So ist es, gnädige Frau. In seiner Jugend schrieb er eine sehr zierliche Handschrift. Ich habe Beobachtungs-Journale von ihm in Händen gehabt, die er in den heißen Ebenen des Orinoco-Stroms und auf dem Rücken der Andesketten geschrieben hat, und Landkarten-Entwürfe vom Parime-Gebirge, die an Ort und Stelle gezeichnet worden sind, und aus allen diesen Schriftstücken ist mir eine Handschrift entgegengetreten, die, wie ich sie vorher nannte, zierlich war, weniger den Charakter des Mannes tragend, als den des Weibes, was ich mir durch die Weichheit und Zartheit seines Gemüthes erkläre, dem ein Hauch der Liebe nicht fehlt, der das Herz mild erwärmt. Die Form aber, die seine Handschrift in späteren Jahren angenommen hat, ist eine Qual für die

Schriftsetzer, die Humboldt's Manuscripte durch Typensatz vervielfältigen müssen. So erinnere ich mich des Falles, daß Cotta einen Theil des Manuscripts zum Kosmos zurückschickte, weil kein Setzer in seiner Stuttgarter Buchdruckerei im Stande sei, die arabisch aussehenden Schriftzeichen zu entziffern; er, Cotta, bitte daher, eine Abschrift durch einen — Schreibmeister anfertigen zu lassen. Aber mit dem unaufhörlichen Feilen des Manuscripts ist es noch nicht genug — das Ende des Feilens kommt erst in den Correcturbogen, die sich Herr von Humboldt von Cotta schicken läßt; die sehen oft so bunt aus, daß es für den betreffenden Setzer leichter wäre, den Satz ganz von vorn anzufangen, als ihn nach den, nicht selten wirrigen Correcturen des Verfassers abzuändern.

Was Sie uns, lieber Freund, von Alexander von Humboldt erzählen, namentlich von dem Streben, seinen Schriftwerken die Form des reinsten Geschmackes zu geben, was ihn, wie Sie sagen, zu einer gewissen Unentschlossenheit, und diese zu einer Verzögerung im Abschluß seiner Manuscripte führt, scheint das Urtheil zu bekräftigen, was ich mir, nachdem ich ihn persönlich kennen gelernt, seit langer Zeit über Humboldt gebildet habe.

Und darf ich fragen, lieber Baron, wie Ihr Urtheil lautet.

Daß Alexander von Humboldt, der große Naturkundige und tiefe Denker, es nicht vermocht hat, Herr zu werden über dasjenige Gefühl, was ich menschliche Schwäche nenne, über die — Eitelkeit!

Aber, lieber Ohm, wie kannst Du es Eitelkeit nennen, wenn ein Schriftsteller den Gesetzen des Schönen folgt?

Davon bin ich weit entfernt, erwiderte der Baron seiner Nichte. Der Stil muß aus dem Innern herausdringen, er ist, so zu sagen, die Verkörperung des Gedankens. Und entspricht diese nicht den Forderungen der Geschmackslehre, muß an ihr gefeilt und ciseliret werden, so bedeutet dieses doch offenbar mehr scheinen, mehr sein zu wollen, als man ist, und das nenn' ich — Eitelkeit. Ich kenne mehrere Züge in Humboldt's Wesen, die meine Meinung nicht als eine vorgefaßte erscheinen läßt. Als ich vor Jahren in Paris war, trieb mich, ich leugne es nicht, die — Neugierde, unsern berühmten Landsmann, der damals noch in Paris lebte, von Person kennen zu lernen. Er nahm mich mit der größten Liebenswürdigkeit auf, und plauderte viel von der

Geologie unserer Berge, indem er glauben mochte, mir dadurch eine Artigkeit zu erweisen. Er war gerade mit Abfassung seines Werkes sur le gisement des roches beschäftigt. Als ich ihn lange nachher in Berlin besuchen wollte, wurde ich von seinem Jäger, einem großen schönen Manne, der mir als Humboldt's alter ego geschildert wurde, — wie heißt er doch, lieber Freund?

Seifert ist sein Name, erwiderte ich.

Also von diesem Seifert wurde ich mit dem Bemerken abgewiesen, daß sein Herr so eben nach Charlottenburg zum Könige gefahren und überdies seine Zeit so in Anspruch genommen sei, daß es rathsam wäre, ein kleines Anmeldungsbillet an ihn zu richten, worin eine kurze Andeutung über das Feld der Wissenschaften enthalten sein möge, auf dem der Anmeldende sich bewege. Der Baron werde dann durch ein Paar Zeilen Tag und Stunde bestimmen, wann er mich empfangen könne. Dieses Ansinnen kam mir von einem Gelehrten, der mich kannte, etwas sonderbar, als ein Anstrich von — Vornehmthuerei vor! Verstimmt sprach ich darüber mit einem andern Gelehrten meiner nähern Bekanntschaft. Der nahm Humboldt Anfangs in Schutz, indem er sein Verhalten beim Empfange von Fremden durch seine überhäuften

Geschäfte zu rechtfertigen suchte; zuletzt aber kam er doch mit der wahren Sprache heraus, indem er als Grund der schriftlichen Anmeldung die Absicht Humboldt's angab, vor Empfang des Fremden sich auf dem Felde von dessen Thätigkeit vollständig zu orientiren, um in der Unterhaltung den Schein des Viel-, des Alles-Wissenden annehmen zu können. Nicht wahr, Freund, Sie kennen diesen Zug in Humboldt's Charakter, der von großer Eitelkeit Zeugniß giebt!

Von dem, was Sie, lieber Baron, anführen, hab' ich in Berlin niemals sprechen hören. Die Möglichkeit will ich jedoch nicht bestreiten, denn ich erinnere mich eines Falles, welcher mit Ihrer Erfahrung Aehnlichkeit hat. Ich befand mich eines Vormittags bei Herrn von Humboldt, als sich ein Gelehrter aus Brüssel anmelden und dringend um Empfang bitten ließ. Es war der Geologe Omalius d'Halloy. Sie wissen doch, Seifert? sagte Humboldt zu seinem Jäger. Wol, antwortete der, aber der Herr sagt, er müsse noch heute Abend wieder abreisen. Mich aber fragte Humboldt: Kennen Sie den Mann? Ich erinnere mich dieses Namens nicht. Hat er geschrieben, und was hat er geschrieben? Rasch, rasch, sprechen Sie, bevor

ihn Seifert einläßt? Was ich wußte, theilte ich schnell mit und empfahl mich.

Ihr Fall, bemerkte Baron Joseph, ist dem meinigen so ähnlich wie ein Ei dem andern. Und darum glaub' ich bei meiner Ansicht stehen bleiben zu dürfen, die unsern hochgepriesenen Alexander von Humboldt für einen recht eiteln Sterblichen hält.

Auch ich bin geneigt, fiel der Pfarrer ein, die Eitelkeit für eine der Schwächen des menschlichen Seins zu halten. Wir sehen aber in dem Beispiele des Berliner Philosophen — wenn ich mich des englischen Ausdrucks für Naturforscher bedienen darf, — daß Stärke und Schwäche dicht neben einander liegen, oder mit anderen Worten, daß große Männer große Schwächen haben können. Nichtsdestoweniger steht nach Allem, was ich von Alexander von Humboldt weiß, und was ich weiß, hab' ich nur aus seinen Schriften mir angeeignet, als Endergebniß fest, daß er einer der hervorragendsten Männer unserer Zeit ist. Die Eigenheit seiner Geistesbewegung hat ihn auf die höchsten Spitzen der Weltanschauung gestellt, deren Aussichten mit ihren Strahlen sein Denkvermögen erhellen. Alle seine Schriften, besonders der Kosmos, athmen Scharfsinn und Freiheit, feste Gliederung und Durchführung des Stoffs,

der zu verarbeiten war. Und das sind Eigenschaften dieses Schriftdenkmals, die hoch erhaben stehen über — der Mode, die, nach der Meinung, welche der geehrte Herr vorher äußerte, die große Verbreitung des Kosmos hervorgerufen haben soll. Objectiv mag diese Meinung etwas für sich haben, subjectiv kann ich mich ihr nicht anschließen.

Lassen wir die Kosmos-Mode ruhen! erwiderte der Baron, unserm geehrten Freunde zu Liebe, der auf dem Schauplatze des Kosmos lebt und ein Urtheil über Menschen und Dinge hat.

Mit Vergnügen unterwerf' ich meine bescheidene Meinung der bessern Einsicht.

Gut gesagt, Herr Pfarrer, fuhr der Baron fort. Um aber auf Humboldt zurückzukommen, so will es mich bedünken, daß seine Stellung in der Welt zwei ganz verschiedene Wesen aus ihm geschaffen hat, davon das eine aus dem freien Geiste besteht, der sich auf dem höchsten Gipfel des philosophischen Gedankens und der Gelehrsamkeit emporgeschwungen hat, das andere aber ein schmeichelnder, unterwürfiger Hofmann ist, der es versteht, den entgegengesetztesten Ansichten zu huldigen, wie sie am Berliner Hofe seit dem Jahre 1840 zur Geltung gekommen sein sollen. In diesem

Doppelwesen vermählt sich Sein mit Schein, und das hat immer etwas Bedenkliches.

Beurtheilen Sie da, lieber Baron, meinen verehrungswürdigen Gönner nicht von einem irrigen Standpunkte? fragte ich.

Ich glaube nicht, erwiderte der Baron; ich habe unsern Humboldt vor und nach 1840 gesehen und gesprochen, in der ersten Epoche, außer in Berlin, zwei Jahre hinter einander auf längere Zeit zu Teplitz, wohin er seinen König, Friedrich Wilhelm III., zu begleiten pflegte; in der zweiten Epoche zu Berlin auf kurze Zeit. In Teplitz, wo ich auch zur Badekur war, haben wir viel mit einander verkehrt. Er war so freundlich, mir mit gewohnter Liebenswürdigkeit und übertriebener Höflichkeit zu sagen, daß er sich glücklich schätze, in der geistig verwaisten Badegesellschaft einen Mann zu haben, mit dem sich doch ein vernünftig Wort reden lasse; das war sein Ausdruck, ich erinnere mich dessen ganz lebhaft, es war im Jahre 1834. Ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, diese Anrede habe mich erfreut, im Gegentheil, ich mußte sie für eine Schmeichelei niederer Art halten, die verletzend wirkt, während sie der Gesellschaft, die in aller Fülle der Weltbildung stand, einen — Faustschlag in's Gesicht gab. Hum-

boldt ist, wie wir Alle wissen, ein König der Wissenschaften, und doch war er in Teplitz der — Bediente eines Königs. Eines Morgens ging ich um sechs Uhr aus, den Schloßberg zu besteigen. Da begegnete mir Humboldt am Stadtbade. Wohin so früh? fragt' ich. Der König schickt mich zum Fürsten Clary, um einen Ausflug zum Nachmittage zu besprechen.

Ist das Wahrheit oder Dichtung? fragte die Burgfrau.

Wahrheit ist's! sagte der Baron mit ernstem Ton.

Dann begreif' ich nicht, fuhr die Burgfrau fort, auf wessen Seite die Taktlosigkeit war, ob auf Seite des Königs von Preußen, der einen Humboldt mißbrauchte, oder auf Seite Humboldt's, der sich mißbrauchen ließ und zum Laquaien erniedrigte.

So dachte ich auch, liebe Agnes, als wir uns trennten. Doch konnt' ich es nicht unterlassen, ihm ein etwas boshaftes: Gute Verrichtung! nachzurufen.

Erwägen Sie, lieber Baron, fiel ich ein, daß Herr von Humboldt einer der Kammerherren des Königs ist.

Und die Kammerherren oder Kämmerer, wie sie anderwärts heißen, sind die ersten Bedienten

der Könige, wollen Sie wol sagen, fuhr der Baron finster fort. Von Kammerjunkern läßt man's sich schon gefallen; die sind junge Burschen, die sich allenfalls zum Laquaiendienst mögen gebrauchen lassen, wenn sie es mit ihrem Ehrgefühl vertragen können; von einem Humboldt aber hätt' ich's nie erwartet. Auch begreif' ich's nicht, wie er sich in der Berliner Hofluft wohl oder auch nur behaglich fühlen kann. In Teplitz hab' ich sein innerstes Wesen durch und durch kennen gelernt; ich glaub' es wenigstens. Wenn ich ihn auf seinem Zimmer im Fürstenhause besuchte, oder er zu mir kam in den russischen Hof, wo ich wohnte, oder wenn wir im Clary'schen Schloßgarten zusammen spazieren gingen, immer und bei allen Gelegenheiten schloß er die Schatzkammer seines Gedankenreichthums und den tiefen Brunnen seines unendlichen Wissens unaufgefordert auf und sprach mit einem beißenden Spotte, gepaart mit jugendlicher Geisteserregtheit, die mich in Erstaunen setzte.

Unserm Humboldt, unterbrach ich den Baron, sind freilich die Pedanten und Philister in hohem Grade zuwider; aber sein Humor, selbst seine Satyre, haben etwas Menschenfreundliches, er möchte die Leute glücklich sehen und ihnen die Welt zum vollen Genusse und zu allen Freuden öffnen.

Ohne auf mich zu hören, fuhr der Baron fort: Damals hat sich mir Humboldt in seinen politischen Anschauungen als ein Demokrat vom reinsten Wasser gezeigt. Wie das einem absoluten Monarchen gegenüber, der doch König Friedrich Wilhelm III. war, und in dessen täglicher Gesellschaft er sich befand, durchzuführen möglich gewesen ist, begreif' ich nur mit Rückblick auf Humboldt's Doppelnatur.

Verzeihung, Baron, daß ich unterbreche, fiel ich ein. König Friedrich Wilhelm III., obwol er seinem Volke im Jahre 1815 die Zusage ertheilt, ihm eine allgemeine Verfassung zu geben, kraft deren es an der Gesetzgebung Theil nehmen sollte, ist dem absoluten Regierungssystem bis an sein Lebensende treu geblieben, aber nur auf den Wunsch und die Vorstellung des Wiener Hofes, der, wie wir Alle wissen, die Theilnahme des Volks an den allgemeinen Landesangelegenheiten und die Zustimmung desselben zu den Gesetzen, nach denen es regiert werden soll und will, bis auf den heutigen Tag als den nahen Untergang der Dynastien zu betrachten die Schwachheit hat. Aber trotz seines absoluten Monarchenthums war König Friedrich Wilhelm III. ein Volksfreund vom Scheitel bis zur Zehe. Er war es sich klar be=

wußt, daß das Volk nicht seinetwegen, sondern er des Volkes wegen von Gottes Gnaden da sei. Dieses Bewußtsein war während der unglücklichen Periode von 1806 bis 1813 in seiner menschlich fühlenden Seele auferstanden. Als seine Garde-Regimenter am 30. März 1814 den Montmartre erstürmt hatten, und auf der andern Seite des Berges hinabgestiegen waren nach Paris zu, kam der König auf's Schlachtfeld geritten. Da lagen Hunderte seiner Getreuen todt und verstümmelt. Einer der Schwerverwundeten erhob sich mühselig bis auf die Kniee, als er den König durch sein verschleiertes Auge erkannt hatte. „Majestät, flüsterte der sterbende Grenadier, segnen Sie mich, mit Freuden laß ich mein Leben und meinen Leib in fremder Erde, lass' ich es doch für meinen König und unser Vaterland.“ Und der König stieg ab vom Pferde, legte dem sterbenden Sohne des Vaterlandes die Hand auf's Haupt und sprach, indem er ihn erkannt hatte: „Engelbrecht, ich danke Dir für Deine Treue, Gott sei Deiner armen Seele gnädig, der Deinigen daheim werd' ich gedenken.“ Diesen Auftritt, von dem kein Mensch Zeuge gewesen ist, weil die Adjutanten in der Hitze des Gefechts versprengt worden waren, hat der König in späterer Zeit seinem langjährigen

Flügeladjutanten, Obersten von Thümen, mit dem Zusatze erzählt: „Das ist doch eine Freude und eine Ehre, einer Armee anzugehören, die aus Männern besteht, wie der Engelbrecht einer war."

Das ist ein schöner Zug vom Könige. Sie legen, wie es scheint, den Nachdruck auf das Wort angehören.

So ist es, lieber Baron; es ist, wie mir Oberst von Thümen gesagt hat, das eigene Wort des Königs, dem bei der Erzählung das Wasser in die Augen getreten sei. Dieses denkwürdige Wort ist so bezeichnend für den Gedankenkreis, innerhalb dessen sich Friedrich Wilhelm III. bewegt hat, daß es einer weitern Erläuterung wegen des Königs Sinnesart über Fürstenthum und Volksthum gar nicht bedarf.

Ein Bedienter trat in den Salon und sprach leise zum Baron. Sogleich! fertigte ihn dieser ab.

Ihre köstliche Anekdote, wandte sich der Baron an mich, erklärt es mir einigermaßen, wie Humboldt mit seiner Vorliebe für Volksherrschaft sich am Hofe Friedrich Wilhelm's III. hat bewegen können. Wie aber ist sein Verhalten dem jetzigen Könige gegenüber, der sich bis zum Jahre 1848 als strengster Vertreter des Königsthums

von Gottes Gnaden kundgegeben hat und trotz Constitution und Verfassung bis auf den heutigen Tag dieselbe Gesinnung in seinem Herzen bergen wird. Wie verhält sich dem geistvollen und witzsprudelnden Könige gegenüber Humboldt der Satyriker, der Spötter, der — Spaßmacher? denn diese Dreiheit vereinigt Humboldt, so weit ich ihn in Teplitz kennen gelernt habe, in seinem Wesen. Das werden Sie uns, lieber Freund, wol nächstens zu erklären geneigt sein, vorausgesetzt, daß Sie es vermögen. Jetzt muß ich Sie auf ein Paar Stunden verlassen.

Der Baron empfahl sich, kehrte aber an der Thür zurück. Noch eine Bemerkung, sagte er; das Doppelwesen in unserm Humboldt, von dem ich gesprochen habe, kann ich auch Kammerherr und Freiherr nennen, und der freie Herr fällt mit dem Gelehrten zusammen. Der Kammerherr erscheint im Schlosse mit dem Schlüssel am Rockschoße, vor Prinzen und Prinzessinnen das Knie unmerklich beugend, vor den Hofschranzen das weiße Haupt neigend, je nach Rang unter verschiedenem Winkel, immer mildfreundlich und süßlich lächelnd; der Freiherr denkt und sehnt sich weit weg, das Hofgepränge erscheint ihm als eine Comödie, Prinzen und Prinzessinnen als bloße Acteurs, und

nach Sanssouci und Charlottenburg trägt er einen Republikanersinn, der eher in die politische Atmosphäre von Bern und Washington, als in die Lustschlösser eines Königs paßt. — Das ist so meine Ansicht, ob sie richtig sei oder unrichtig, ich weiß es nicht. — Adieu, meine Lieben, auf baldiges Wiedersehen!

Hat Baron Joseph von Y. recht oder unrecht? frag' ich mich im Stillen. Antwort: Auch ich weiß es nicht!

Als er gegangen war, hob die Burgfrau an: —

Da ist nun von den Herren und auch von mir so viel von Alexander von Humboldt gesprochen worden, und von den Verdiensten, die er sich um die Weltbeschreibung und die Verallgemeinerung der Naturwissenschaften erworben hat, und noch hab' ich nicht erfahren, was denn so eigentlich unter dem Worte Natur zu verstehen sei, insonderheit mit Bezug auf den Menschen. Sie, Herr Pfarrer, versprachen neulich, mir Ihre Ansichten darüber mitzutheilen, ich erinnere Sie jetzt an dieses Versprechen.

Wol hab' ich das zugesagt, aber die Zusage galt nur Ihnen, ehrsame Burgfrau. Ich weiß

nicht, ob ... der Pfarrer unterbrach sich, indem er mich lauernd ansah.

Ob Sie in Gegenwart meines geehrten Gastes den Vortrag halten dürfen, ergänzte die Burgfrau. Was den anbelangt, so verbürg' ich mich für dessen Discretion, möge der Theolog oder der Philosoph aus Ihnen sprechen. Nicht wahr, lieber Freund, Sie werden meiner Bürgschaft nicht Unehre machen?

Niemals, meine Gnädigste! stieß ich — verblüfft aus.

Nun denn, Herr Pfarrer, lassen Sie hören! – Und wir, die Burgfrau, Fräulein Mathilde und ich hörten; ich bei jedem Satze, den der Pfarrer sprach, mit steigendem Staunen, mit wachsendem Interesse.

Mutter Natur! so begann er. Was bedeutet dieser Ausdruck? Ist das ein Wort mit oder ohne Sinn, ist's ein Wort, mit dem man ein wirklich oder ein eingebildet Wesen bezeichnet?

Die ersten Urheber der Religionen und die ersten Lenker kleiner und größerer Gesellschaften haben, indem sie über die Idee des Guten und des Bösen im Unklaren und in Verlegenheit waren, zwischen Gott und den Menschen ein Wesen erdacht, welches sie zum Urquell der menschlichen

Leidenschaften, unserer Krankheiten, unserer Verbrechen gestempelt haben.

Wie hätten sie auch ohne diese Hülfe ihr System mit der unendlichen Güte Gottes vereinigen können? Woher anders hätten sie unsere Neigung zum Diebstahl, zur Verleumdung, zum Mord ableiten können? Warum so viele Krankheiten, so viele körperliche Gebrechen? Was hat jener unglückliche Krüppel verbrochen, der geboren ist, die lange oder kurze Zeit seines Lebens am Erdboden zu kriechen?

Der Theolog antwortet uns auf diese Frage: Das sind die Wirkungen der Natur!

Allein was ist denn Natur? Ist es ein anderer Gott, den wir nicht kennen? Handelt dieser zweite oder Unter-Gott kraft seiner selbst und unabhängig von dem Willen des Ober-Gottes? darf ich mich sonst dieses Ausdruckes bedienen.

Nein, erwidert der Theolog trocken. Da Gott nicht der Urheber des Bösen sein kann, so kann das Böse nur vermöge jenes Mitteldings vorhanden sein. Und dieses Mittelding ist es, welches ich Natur nenne.

Welche Albernheit, welche Abgeschmacktheit! Ist es der Stock, der mich schlägt, über den ich mich beklagen soll? Ist es nicht derjenige, der den

Stock geschwungen, den Schlag mir versetzt hat? Ist der nicht der Urheber des Schmerzes, den ich fühle? Warum nicht ein für alle Mal zugeben: die Natur sei ein Grundwesen, ein Wort, aller Bedeutung bar; daß Alles von Gott stamme, daß ein physisches Uebel, welches dem Einen schadet, zum Glück des Andern dient; daß Alles gut ist, und es in der Welt nichts Böses giebt, blickt man auf die Gottheit; daß Alles, was man gut und böse nennt, sich nur auf den Nutzen der Gesellschaften bezieht, welche der Mensch gestiftet hat, aber mit Rücksicht auf Gott, kraft dessen Willens wir nothwendiger Weise nach Urgesetzen handeln, nach den Urgrundsätzen der Bewegung, die er in Allem, was ist, errichtet hat?

Ein Mensch stiehlt, dadurch thut er Gutes mit Bezug auf sich, Böses aber durch die Verletzung der gesellschaftlichen Einrichtung, Nichts aber mit Bezug auf Gott. Indessen ist zuzugeben: dieser Mensch müsse bestraft werden, obschon er nach Nothwendigkeit gehandelt, obwol man überzeugt sein kann, daß er unfrei war, sein Verbrechen zu begehen oder nicht zu begehen; aber es muß sein, weil die Strafe eines Menschen, der die bestehende Ordnung stört, mechanisch durch die Sinne Eindrücke auf die Seele macht, was die Schlech-

ten und Bösen hindert, das zu wagen, was ihnen die nämliche Strafe zuziehen kann, und daß die Strafe, welche dieser Unglückliche seiner Uebertretung wegen erleidet, zur allgemeinen Wohlfahrt beiträgt, die in allen Fällen dem Wohle des Besondern vorzuziehen ist. Ueberdies kann man es den Eltern und Freunden eines Verbrechers, und allen Denen, die mit ihm Umgang gehabt haben, nicht schwer genug anrechnen, daß sie durch diesen listigen Streich alle Sterbliche veranlaßt haben, sich gegenseitig Abscheu gegen diejenigen Handlungen und Verbrechen einzuflößen, die im Stande sind, die öffentliche Ruhe zu stören, eine Ruhe, die unsere natürlichen Anlagen, unsere Bedürfnisse, die unsere besondere Wohlfahrt mit jedem Augenblick zu verletzen strebt, eine Anlage endlich, die im menschlichen Herzen nur durch Erziehung vertilgt werden kann, und zwar nur vermittelst der Eindrücke, die der Mensch in seiner Seele durch andere Menschen empfängt, sei es durch gutes Beispiel, sei es durch's lebendige Wort, kurz, durch äußere Erregungen, welche, im Bunde mit inneren Neigungen und Stimmungen, alle Handlungen unseres Lebens leiten und lenken.

Darum muß man die Menschen anspornen und sie nöthigen, in ihrer Seele alle die Empfin=

dungen zu wecken und anzufeuern, welche der Glückseligkeit der Gesammtheit nützlich sind und sie fördern können.

Ich glaube, ehrsame Burgfrau, fügte der Pfarrer hinzu, daß Sie jetzt im Stande sein werden, zu fühlen, was man unter dem Wort Natur zu verstehen hat. Morgen gedenk' ich Sie von der Vorstellung zu unterhalten, die man von der Religion haben muß, vorausgesetzt, daß es Sie nicht langweilen werde. Das ist ein Stoff der Untersuchung und der Unterhaltung, der für das Sein und Werden unseres Glücks von äußerster Wichtigkeit ist. Für heute aber ist's zu spät.

Wie können Sie nur den Gedanken haben, lieber Pfarrer, sprach die Burgfrau, daß Sie mich langweilen werden; Alles, was aus Ihrem Munde kommt, trägt das Gepräge der innern Wahrheit.

Ja, fügte Fräulein Mathilde hinzu, was der Herr Pfarrer da von der Natur gesagt hat, ist tief in mein Herz gedrungen; ich sehe klar und deutlich, daß Gott und die Natur Eins sind, oder mindestens, daß die Natur nicht anders, als nach dem unmittelbaren Willen Gottes, nach seinem unmittelbaren Gebote handelt.

Bleiben Sie bei diesem Glauben, werthes Fräulein, sprach der Pfarrer, Sie wissen ja, der

Glaube macht selig! Doch empfehl' ich, sich an's Denken zu gewöhnen, und ich werde mich glücklich schätzen, wenn die Erklärung, welche nach meiner Einsicht von der Wesenheit des Wortes Natur zu geben ist, den ersten Anstoß dazu gegeben hat.

6.

Den 6.

Ich habe eine Entdeckung gemacht, die mich mit Entsetzen erfüllt, die mich tiefe Blicke werfen läßt in die Verhältnisse dieses Hauses, die grausenerregend sind.

Das Zimmer, welches ich bewohne, stößt unmittelbar an den Salon, und ist von diesem nur durch eine dünne Tapetenwand getrennt, die man gezogen zu haben scheint, um den Gesellschaftsraum, der ursprünglich ein großer Saal war, kleiner und darum gemüthlicher zu machen. Eine Flügelthür, die überdies nicht so fest schließt, wie sie sollte, verbindet beide Räume.

Bei Tische hatte ich die Absicht geäußert, am Nachmittage einen Spaziergang durch Felder und Wälder zu machen. Also geschah es auch! Allein

weil gegen fünf Uhr der Himmel sich bewölkte und das Ansehen hatte, als wolle er bald seine befruchtenden Schleusen öffnen, kehrte ich heim, und kam ungesehen in's Schloß zurück, ungesehen in mein Zimmer, von dessen Fenster aus ich das Streichen der tief gehenden Wolken beobachtete, ihr allmäliges Entstehen aus den dünnen und lichten Nebelschleiern, die in der Region der Bäume sich an jeden ihrer Aeste legten, in der Alpen-Region jeden hervorragenden Felsen, jede vorspringende Steinklippe einhüllten. Es war ein wunderbares Naturspiel, dieses Treiben und Drängen der immer dichter und dunkler werdenden Wolkenmassen, die sich dann und wann brachen, und den blauen Himmel durchblicken ließen. Die Sonnenstrahlen, die hindurchfielen, warfen ein eigenthümliches Licht auf die Landschaft, die in diesem Licht in ihrer vollen Schönheit glänzte und prangte, während die andere, unterm Wolkenschatten liegende Seite wie von einem Bahrtuche bedeckt war. Zugleich hörte ich ein Rauschen in der Luft. Es entstand aus der Gleichzeitigkeit von Licht und Schatten und der dadurch hervorgebrachten Verschiedenheit der Wärme der Luftschichten, die mit einander in heftigem Kampfe lagen, und in der Atmosphäre einen wir-

belartigen Strom erzeugten, der den Wald durchpeitschte.

Im Anschauen dieses Schauspiels vertieft, waren meine Sinne ganz gefesselt; ich sah Nichts als die Bewegungen im Luftmeere, ich hörte Nichts als die Wogen, wie sie an dem senkrechten Felsengestade der Thalwände brandeten und zerschellten.

Ein Augenblick der Ruhe, des Stillstandes trat ein! Da hörte ich neben mir an im Gesellschaftszimmer Anfangs ein leises Flüstern, dann laute Stimmen, und alsbald erkannte ich der schönen Burgfrau flötende Stimme, und des Pfarrers wohlklingendes Organ.

Horchen und Lauschen sind Wörter, deren Anwendung im Leben mir, wie Maria weiß, im Innersten zuwider sind. Allein, wer kann gegen die Triebe der Natur? Ich überwand den Widerwillen, mich willenlos mit der philosophischen Erklärung tröstend, die der Pfarrer vor einigen Abenden vom Wesen der Natur gegeben hatte; die Neugier spornte mich um so mehr, als ich, noch am Fenster stehend, einzelne Worte hörte, die meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen; ich schlich an die Thür, um besser zu verstehen; und ich verstand, zuerst aus dem Munde der Baronin:

Warum sind die Freuden, die wir so eben genossen haben, nicht ganz und gar unschuldig? Denn Du hast gut reden, daß sie nicht die Interessen der Gesellschaft beeinträchtigen; daß wir auf sie durch ein, gewissen Temperamenten so natürliches Bedürfniß geführt werden, das nothwendiger Weise eben so befriedigt werden muß, als die Bedürfnisse des Hungers und des Durstes. Zwar hast Du mir sehr gut bewiesen, daß wir Menschen nur nach dem Willen Gottes handeln; daß der Ausdruck „Natur" ein Wort ohne Sinn und die Wirkung dessen ist, davon Gott allein die Ursache; indeß die Religion, was sagst Du von der? Sie ist es, die den Genuß der Liebe außerhalb des Ehestandes streng verpönt! Ist es da noch ein klangloses Wort ohne Sinn?

Oh, dacht' ich, sieht es hier so aus! Steht man auf diesem Fuße! Also hab' ich mich doch nicht getäuscht, als ich an jenem Abend so sonderbare Blicke wechseln sah! Neugierig auf die Antwort des Paters hörte ich: —

Was, geliebtes Weib, erinnerst Du Dich denn nicht, daß wir unfrei, nichts weniger als frei, daß alle unsere Handlungen nothwendiger Weise und von Anfang an geregelt und fest bestimmt sind? Und weil wir nicht frei, wie ist es da mög=

lich, daß wir sündigen könnten? Und weil Du mich an das Wort Religion erinnerst, von dem schon neulich die Rede war, so wollen wir heut' Abend ernsthaft auf das Kapitel der Religion eingehen. Deine Verschwiegenheit, Deine Klugheit kenn' ich; ich besorge um so weniger, mich zu erklären, weil ich vor Gott schwören kann, mit gutem Gewissen an die Entwirrung der Wahrheit und der Täuschung gegangen zu sein. Wir werden allein sein: Mathilde kommt ja erst morgen zurück, und den langweiligen Ohm kannst Du ja fortschicken!

Aber, was soll ich mit meinem Gaste machen? fragte das schöne Weib seinen Beichtvater und — Liebhaber; den kann ich doch nicht fortschicken; ein Glück, daß er noch nicht zurück ist von seinem Spaziergange, denn sonst wäre er auf seinem Zimmer, und da hätte er ja Alles hören können, was Du, lieber Bösewicht, mit mir gemacht hast!

Nun, der kann immerhin anhören, was ich Dir vom Wesen der Religion zu sagen gedenke. Steht er doch nicht innerhalb unserer Kirche; er ist ja einer von denen, die wir Ketzer nennen; und die haben sich frei gemacht von allen Ueberlieferungen und Satzungen, die in ihren Augen erst recht keinen Sinn haben.

Noch besser, mein lieber Herr Pfarrer! dacht' ich bei mir selber. Du Wolf im Schafspelze! Wer hat Dir denn gesagt, daß ich alle Traditionen, alle Lehren der Kirche abgethan? Wie kannst Du nur so dumm sein, von mir die Voraussetzung zu wagen, ich sei mit Deiner Erklärung des Wortes Natur überall einverstanden?

Ich hörte die jenseitige Thür des Saales gehen, das — saubere Paar entfernte sich. Ich kehrte an mein Fenster zurück. Das Gewölk hatte sich verzogen. Ein dunkelblauer Himmel überwölbte das breite Thal, sein Gefilde voll Matten und Obsthainen, die mächtigen Kalkwände, die es von beiden Seiten einfassen, die Zinken und Zacken, die letzten Trümmer und Ruinen der Gipfel, die sehr wahrscheinlich einst mit zusammenhängenden, wenn auch abwechselnd gerad- und krummlinigen Umrissen emporgehoben wurden, unterm Einfluß aber von Regen und Schnee, von Wind und Wetter und den ungestümsten Bewegungen des Luftkreises während eines Zeitraums, für den uns alles Maß gebricht, zu Formen und Gebilden umgewandelt worden sind, von deren Fülle und Manchfaltigkeit auch die lebhafteste Einbildungskraft sich keine Vorstellung zu verschaffen vermag.

Wie ein Alp drückte es auf meine Seele, was ich gehört! Hinaus in Gottes freien Tempel, dacht' ich, da wist Du den Alp abwerfen, da wirst Du wieder athmen können und des Entsetzlichen bar werden, das Dir die Brust beklemmt.

Ich schlich aus dem Zimmer, ungesehen kam ich in den Schloßgarten, wo ein dichtes Gebüsch den weitern Schritt verbarg. Sinnend und zur Erde blickend ging ich auf dem bekannten Wege weiter. Plötzlich fühlt' ich mich wie gebannt; die Tonwelle einer weiblichen Stimme schwamm in mein Ohr, so klangvoll, so lieblich und verführerisch, und doch schreckend, schütternd, — es war zum Entsetzen, zum in die Erde Sinken; ich zitterte am ganzen Leibe!

Was ist Ihnen, lieber Freund, was fehlt Ihnen, sprach die Stimme, die keinem andern Weibe gehörte, als demjenigen, das ich vor wenig Minuten, ihm freilich unbewußt, in der scheußlichsten Entartung der weiblichen Natur kennen gelernt hatte, — Sie sind den ganzen Nachmittag draußen gewesen, und es war so böses Wetter; sehr wahrscheinlich haben Sie sich erkältet; kommen Sie mit in's Schloß, ich will Ihnen Thee machen lassen; ich will ihn selbst bereiten, ich will Sie pflegen, damit Sie hernach nicht sagen können:

Da drinnen in den düsteren Bergen auf einem verwunschenen Schloß bei einer — Hexe von Burgfrau, da bin ich krank geworden an Leib und — sie stockte.

An Seele! wollten Sie sagen; Verzeihung, gnädige Frau, mein Leib ist gesund, wie der Leib einer der Forellen, die da in Ihren Alpenbächen schwimmen; meine Seele aber, die hat so viele Schläge in alter, neuer und und neuester Zeit empfangen, daß die Wunden, wie vernarbt sie auch scheinen, doch wieder aufbrechen dann und wann und das Herzblut in vollen Strömen fließen lassen — das kaum zu stillen ist. So geschah' es mir auch heute, eben jetzt, vor Kurzem.

Bei diesen Worten warf ich einen ernsten, forschenden Blick auf die Burgfrau, die in der Fülle ihrer körperlichen Reize verführerisch vor mir stand, wie kein Weib. Sie hielt den Blick standhaft aus, als wäre sie die Unschuldigste, die Schuldloseste ihres Geschlechts.

Ach, was! sagte sie lachend und scherzend, denken Sie nicht an das, was gewesen, was vergangen ist. Schwatzen Sie mir nicht von Gram und Kummer in alter und neuester Zeit; hier in unseren Bergen müssen Sie fröhlich und guter Dinge sein. Kommen Sie mit in's Schloß,

ich will Ihnen Mährchen und Geschichten erzählen, an denen unser Bergvolk so reich ist, oder von den Thaten meiner Vorfahren, von den Rittern und ihren Knappen, die auf dieser Burg gehaust, von den Burgfrauen und Burgfräulein, die das Ritterthum verschönten; so was hören Sie ja gern, lieber Freund, Sie schwärmen ja für das Mittelalter und seine Geschichte, Sie stöbern ja überall, wie mein Oheim sagt, nach alten Chroniken und modernden Scharteken, von denen Sie glauben, daß sie Ihren Wissensdurst stillen können.

Ihr Herr Oheim hat Ihnen die Wahrheit gesagt. Aber so liebenswürdig Ihr freundliches Anerbieten ist, so muß ich doch um die Erlaubniß bitten, es ablehnen zu dürfen; und schauen Sie, meine Gnädige, da meinen Fürsprecher. Ich zeigte auf den Schnee-Alpenstock, der das Thal im Hintergrunde schließt, und der eben von den Strahlen der tiefer sinkenden Sonne auf's Prachtvollste beleuchtet war.

Ja, ja, ich kenne nun schon Ihre Schwärmerei für unsere Alpen, und die wunderbaren Erscheinungen, die sie, wie eben das Leuchten der Schneeberge eine ist, in so füllreicher und manchfaltigster Großartigkeit darbieten; und wenn Sie denn nun einmal wieder schwärmen und Ihrer sonstigen Höflichkeit gegen mein Geschlecht durch-

aus nicht eingedenk sein wollen, so muß ich schon Ihrem Eigensinn nachgeben. Die Männer klagen uns Weiber des Eigensinns an, und sie haben darin nicht ganz unrecht, allein auch sie sind bei der Vertheilung der guten und bösen Eigenschaften in diesem Punkte nicht leer ausgegangen, wie ich die Ehre habe, auch an meinem werthen Gaste wahrzunehmen.

Schelten Sie Ihren unterthänigsten Diener nicht also, meine Gnädige! Es ist nicht Eigensinn, nur eine augenblickliche Stimmung oder vielmehr Verstimmung der Gefühlsnerven, der wol ein Bißchen zu Gute zu halten ist. Und darum bitt' ich um freundliche Nachsicht, die aus Ihrem schönen Munde mit so großer Liebenswürdigkeit gewährt zu werden pflegt, ja mit voller Hingebung von ......

Wie meinen Sie das? unterbrach sie mich mit forschendem, ja lauerndem Blick.

Ich fühlte, ich war zu weit gegangen, ich hatte mich von meinen Empfindungen fortreißen lassen; Umkehr war an der Zeit; es war hohe Zeit. Die „Hingebung" überspringend lenkt' ich ein und sagte:

Es giebt Augenblicke im Leben, die — oft kann man sich nicht Rechenschaft geben, weshalb

— eine Schwächung der Seelenkräfte hervortreten lassen. An einer solchen Schwäche leidet meine Seele in diesem Augenblicke. Weshalb? Weil Erinnerungen an herbes Leid in ihr wieder wach geworden, das sie einst, es ist lange, lange her, zu tragen hatte. Geben Sie mir, gnädige Frau, die Erlaubniß, noch ein Halbstündchen in den schönen Fluren Ihres Besitzthums umherwandeln zu dürfen, so hoff' ich, der Anblick all' der Pracht, welche der Schöpfer in diesem Thale entfaltet hat, wird beitragen, die Erinnerungen, von denen ich sprach, in den innersten Schrein meines Herzens zurückzudrängen.

Sie haben meine Erlaubniß, lieber Freund, wenn es deren bedürfen sollte, wie es doch nicht der Fall ist. Das mit dem Erlaubnißbitten ist ja weiter Nichts, als eine leere, nichtssagende Redensart, deren sich die Herren der Schöpfung, uns Weibern gegenüber, bedienen zu müssen glauben, um den Gesetzen der Höflichkeit Genüge zu leisten, vielleicht auch, um durch Uebertreibung schmeichelnder Artigkeit und durch Uebermaß schöner Worte auf Schwache meines Geschlechts Einfluß zu gewinnen. Bei den Starken stumpfen diese Waffen bald, bei manchen unter ihnen sogleich ab. Die Starken lieben den unmittelbaren An=

griff, denn sie wissen sich zu vertheidigen mit gleichen Waffen der Abwehr, und sie denken erst dann an Uebergabe der Veste, wenn sie den Muth, die Tapferkeit, die Mannhaftig- und Ehrenhaftigkeit des Belagerers kennen gelernt, und sie demnach von ihm voraussetzen können, er werde dem Belagerten eine ehrenvolle Capitulation bewilligen.

So, so! dacht' ich bei mir, in dieser Taktik ist der Pfarrherr ohne Zweifel sehr bewandert; mit dieser Taktik hat er die Approchen und Laufgräben gegen die Herzensfestung seines reizenden Beichtkindes eröffnet, dann die Batterie des schweren Geschützes spielen lassen und die schöne Vertheidigerin zur Uebergabe gezwungen!

Wohin sind wir gelangt, lieber Freund! unterbrach die Burgfrau meinen Gedankengang. Verzeihen Sie mein Geschwätz. Ich will Sie nicht länger von Ihrer Naturschwärmerei abhalten. Machen Sie's aber nicht zu lange; kommen Sie bald in's Schloß. Nur so lange geb' ich Ihnen Urlaub, bis der letzte Strahl der untergehenden Sonne von der Alpenspitze da oben schwindet; dann ist's hier unten tief dunkle Nacht. Nun, Sie wissen ja doch den Weg zu finden, und die weißen Zinnen meines Schlosses werden Ihnen

nöthigen Falls als Leuchtthurm dienen, der den richtigen Curs in den Hafen zeigt.

Weiß nennen wir die Farbe der Unschuld! Ist es nicht so, meine Gnädige? Aber mit Unrecht sprechen wir von Farbe; weiß und schwarz sind Gegensätze und nur der Ausdruck von Licht und Schatten. Doch ist es, sollt' ich meinen, ein schöner Gedanke der Altväter dieses Landes gewesen, daß sie alle ihre Schlösser, die da auf dem Felsenhang hangen und an den Thalhügeln prangen, in die Farbe des Lichts gekleidet haben, wenn ich mich beim Licht des Wortes Farbe bedienen darf. Wollten sie damit die Unschuld ihrer Lebensanschauungen bezeichnen, und die aus der Unschuld entspringende Einfachheit der Sitten, der Lebensweise, ihrer Gewohnheiten und Gebräuche? Wollten sie damit andeuten, daß auch die spätesten ihrer Nachkommen treu bleiben würden dieser Einfachheit, dieser .... Unschuld? setzt' ich gedehnt hinzu.

Lauernd sah mich die Burgfrau eine Weile an. Dann sprach sie in offenbar gereizter Stimmung: —

Was schwatzen Sie da, lieber Freund, von der Weiße unserer Schlösser; diese Weißheit ist, verdammen Sie nicht das Wortspiel, eben keine

Weisheit unserer Altvordern gewesen, sie war ganz einfach eine Nothwendigkeit. Sie, lieber Freund, wollen ein Gebirgskenner sein, ein Kenner der verschiedenen Massengesteine und Steinschichten, aus denen unsere Berge zusammengefügt sind, und wissen es nicht einmal, oder stellen sich, als erinnerten Sie sich nicht, daß die beiden Bergketten, die unser Thal zu einem der größten Längenthäler machen, aus Alpenkalkstein bestehen, und daß dieses Gestein, wo es entblößt ist, weiß erscheint, hier und da bald in's Gelbliche, bald in's Grauliche spielend. Schauen Sie doch da oben das Horn an, und dort das Joch. Sind sie nicht alle beide weiß, und ist es nicht die ganze Bergwand bis unten in's Thal, wo ein Felskamm aus der Matte, aus dem Walde nackt hervorblickt!

Ich bewundere, meine Gnädige, Ihre Kenntnisse in der Geologie. Daß auch Frauen sich auf diesem, sonst so sterilen Felde der Naturkunde bewegen könnten, hab' ich nicht erwartet. Nur Florens schönes Reich könne, so hab' ich gedacht, Frauen beschäftigen, die Blumen alle mit ihrer Farbenpracht, und unter den heimathlichen die Lilie, unter den Exoten die Camelie mit weißer Blüte, beide wiederum das Bild der — Unschuld!

Die Unschuld, nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Freund, scheint bei Ihnen heute zu einem unbeweglichen Gedanken geworden zu sein. Ich drücke mich deutsch mild aus. Eine Französin würde sagen: Monsieur, vous souffrez d'une idée fixe; eine englische Frau: My dear, you have the spleen! Beides gränzt an den Zustand, den die französische Sprache manie nennt.

Im höchsten Grade unglücklich bin ich, daß die anmuthigste unter den Burgfrauen dieses Landes zürnt, Verzeihung!

Sie ist Ihnen gewährt, lieber Freund, aber lassen Sie die Schmeicheleien, ich liebe sie nicht, ich gehöre zu den Starken meines Geschlechtes; aber nun werden Sie auch wieder — vernünftig, was Weiß—heit anbelangt. Nun gehen Sie, aber kommen Sie bald.

Noch Eins, Gnädigste, bevor Sie mich entlassen. Vorher sprach ich meine Bewunderung über Ihr geologisches Wissen aus.

Richtig! Geologie nennen die gelehrten Herren Naturforscher da draußen im flachen Lande das, was wir Bewohner der Berge ganz einfach Gebirgskunde nennen. Den Boden, auf dem man lebt, kennen zu lernen, ist das nicht Pflicht?

Ist es nicht eine erste und ernste Pflicht, das Gefüge und die Straten ....

Straten! rief ich aus, auch den technischen Ausdruck hör' ich aus schönem Munde!

Unterbrechen Sie mich nicht, böser Mensch; ich will Nichts von schönem Munde und ähnlichen — dummen Schmeichelworten wissen, muß es wiederholen, daß sie mir zuwider sind, daß sie mich anekeln! Nun ja, Straten! Also: Ist es nicht uns Bergbewohnern Pflicht, dies Gefüge und die Schichten der Steinlager zu erforschen, auf deren Oberfläche unsere Nahrungspflanzen wachsen? Ist doch die Erdkrume nur ein Erzeugniß des verwitterten Gesteins, das durch mechanische und chemische Einwirkungen unaufhörlich zersetzt wird. Anderer Untergrund, andere Eigenschaften der Erdkrume. Das haben die gelehrten Herren Naturforscher auch bei uns eingesehen. Sie haben den Nutzen erkannt, den eine genaue Gebirgskenntniß für unser ganzes Wirthschaftssystem haben werde; und darum haben sie sich an die Erforschung der Berge gemacht, die früher nur an einzelnen Stellen betrieben worden war, wo Anzeichen kund thaten, daß Gold und Silber und andere Metalle im Schooße der Erdkruste vergraben seien. Das ist jetzt anders!

Montankundige Männer haben sich aufgemacht, das ganze Land zu durchforschen, sie sind in alle Thäler, ich möchte sagen, gekrochen, um die Art des Gesteins zu erkunden und sein Gefüge, sie sind vom Thalboden hinaufgeklettert, wie Gemsjäger, bis zu den höchsten Jochen, obwol da Nichts mehr wachsen kann von Gräsern und Blumen, kaum noch eine dürftige Saxifraga, eine Flechte, wo nur Eismassen liegen und Schnee....

Der die Farbe der Unschuld trägt, fiel ich ein.

Nein, es ist nicht mehr zu ertragen; ich fürchte, die fixe Idee ist mehr als Spleen geworden!

Ein wunderbares Feuer blitzte in dem dunkeln Auge der — Geologin.

Nun, was wollt' ich sagen, hab' ich doch über das ewige, wie es scheint absichtliche Unterbrechen des — abscheulichen Menschen den Faden meines Gedankenganges ganz verloren!

Ja, so: Die Forschungen unserer Montankundigen haben ein großes Resultat herbeigeführt. Sie kennen es, Sie sprachen schon davon; ich meine die große Gebirgskarte unseres Landes, auf der die verschiedenen Felsarten und Formationen nach Ausdehnung und Begränzung auf's Genaueste dargestellt sind. In dieser Karte studir' ich fleißig, und mein Ohm giebt mir Anleitung zum nähern

Verständniß. So hab' ich Lust und Liebe zur Geologie bekommen, wie Sie's nennen; ich ziehe den Namen Gebirgs- oder auch Montankunde vor, der ist uns hier zu Lande geläufiger. Mein verstorbener Gatte trieb auch — Geologie, stets mit Rücksicht auf Anwendung beim Acker-, Wald- und Wiesenbau. Er hat mich zuerst eingeführt. Und da ich an seine Stelle in der Wirthschaft getreten bin, so hab' ich mich des praktischen Nutzens wegen auf's Studium legen müssen. Aber noch ein anderer Grund ist vorhanden, der mir die Montankunde so lieb, so unentbehrlich gemacht hat. Es ist ein höherer Grund; doch davon ein andermal! Das aber will, ich muß es noch hinzufügen, daß ein Mann von draußen es gewesen ist, der vorzugsweise den Sinn für Gebirgskunde bei uns geweckt hat. Er kam fast jedes Jahr in unsere Berge. Mein Gatte kannte ihn, mein Ohm, der mit ihm fast gleichen Alters, sehr genau. Sie haben oft gesagt: der „Leopold", so nannten wir ihn, sei der größte Gebirgskenner der Zeit, und wisse von unserem Lande, was außen und innen. Fällt mir doch nicht gleich sein Zuname ein!

Leopold von Buch, — schaltete ich ein.

Richtig, so hieß der kleine Mann, auf den ich mich noch recht gut besinnen kann. Er kam oft

in unser Haus, zum Besuche des Ohms. Das letzte Mal, als er da war, kam er mir sehr griesgrämig vor. Er sprach ein Deutsch, das ich kaum verstand. Alles, was er sprach, kollerte gleichsam aus dem Munde, und es klang, als wäre er beständig zornig. In seiner Jugend mußt' er ein schöner Mann gewesen sein. Eine Adlernase unter einer hohen Stirn deutete das an. Aus seinem großen Auge blitzte Verstand, Geist; um seinen Mund spielten nicht Anmuth und Liebreiz, sondern Spott, Hohn, und das war abscheulich mit anzusehen.

Sie entwerfen da von dem größten Geologen seiner Zeit eine Schilderung, die doch wol der Retouche bedarf. Ist's nicht so, meine Gnädige?

Ich glaube nicht, daß sich mein Gedächtniß irrt; Jugendeindrücke haften tief, besonders bei uns Frauen, und dann ist es auch noch nicht zu lange her, daß der Leopold zuletzt hier war. Neugierig, wie wir Evens Töchter sind, schlich ich mich oft in's Zimmer, wenn er mit dem Ohm über Dinge ihrer gemeinschaftlichen Studien in Streit gerathen war; ich hörte es draußen; denn dann war des Leopold's Sprache noch kollernder als gewöhnlich. Widerspruch konnt' er nicht ertragen; das wußte der Ohm, darum gab er klein bei, weil

er in ihm eine wissenschaftliche Macht erkannt hatte, und diese, ich kann wol sagen, verehrte. Aber der Ohm pflegte oft zu sagen: Der Leopold ist ein Rechthaber; er steckt zuweilen die Fahne des Hochmuths auf und vergißt ncht selten die Manieren des gebildeten Mannes; die Rauhheit seines Wesens wird zur — Rohheit und Grobheit.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich unterbreche. Dem, was Ihr Herr Oheim an dem Leopold für Hochmuth erkannt zu haben glaubt, möcht' ich einen mildern, ja einen edlern Ausdruck beilegen, ich möcht' es Stolz nennen, wissenschaftlichen Stolz, und den besaß das Urbild, von dem Sie eine so geistvolle Schilderung entwerfen, in hohem Grade. Ich knüpfe eine Anekdote an: Leopold war, wie Alexander von Humboldt, einer der Kammerherren des Königs von Preußen — (ich weiß es, schaltete die Burgfrau ein) —, aber er erschien nur bei großen Festlichkeiten, und dann nur auf besondere Einladung, am Hofe. Sein älterer Bruder war Ober-Ceremonienmeister. Nun trug es sich zu, daß der jetzige Kaiser von Rußland, damals noch Großfürst und jung an Jahren, in Berlin zum Besuch war. Der König veranstaltete zu Ehren seines Neffen ein großes Hoffest. Alle in Berlin anwesenden Kammerherren wur-

den zu diesem Feste — befohlen, wie man sich am Berliner Hofe auszudrücken pflegt. So denn auch unser Leopold, der gerade nicht hier in Ihren Bergen war. Nach Hofessitte wurden alle Anwesende, also auch die Kammerherren dem jungen Großfürsten vorgestellt, der einem Jeden etwas Artiges zu sagen hatte, auch zu sagen wußte. Als an Leopold, der einer der ältesten Kammerherren war, alsobald die Reihe kam — denn das geht nach dem Alter des Schlüssels und Diploms —, sagte der Großfürst zu ihm: „Ah, das freuet mich; Sie sind wol der Bruder des Ober-Ceremonienmeisters?" — Nein, — lautete die barsch gesprochene Antwort, ohne Zusatz der Kaiserlichen Hoheit, — der Ceremonienmeister, oder Ober-Ceremonienmeister, wie Sie wollen, ist **mein** Bruder, er ist der Bruder Leopold's von Buch!"

O, das ist köstlich von unserm lieben Leopold; denn wie rauh auch seine Außenseite war, in seinem Innern sah es anders aus; die harte Schale barg ein weiches, ein gefühlvolles Herz, davon hab' ich mehr als ein Beispiel selbst erlebt. Unter anderen folgendes:

War er bei uns eingekehrt, was oft auf acht Tage, oder auch noch länger, geschah, so pflegte er mit Sonnenaufgang, wenn noch Alles im Schlosse

in Morpheus' Armen ruhte, aufzubrechen und in die Berge zu steigen. Zur Mittagstafel war er regelmäßig wieder da. So war er denn auch eines Tages davongeschlichen, ohne Frühstück, nur mit einem Stück Brot in der Tasche, das er sich Abends vorher ausbat, und mit seinem silbernen Becher, den er beständig bei sich führte, um ihn zum Trinken an der ersten besten Quelle zu gebrauchen. Es mochte etwa zehn Uhr sein, als mir, — ich war damals schon ziemlich herangewachsen, — ein armes Mädchen gemeldet wurde, das mich sprechen wolle, und sich durchaus nicht abweisen lasse. Ich ließ das Mädchen eintreten. Es war etwa von meinem Alter. „Ach, liebes Fräulein, über das Glück! Ich komme da vor einer Stunde den Berg herunter; da begegnet mir ein Herr, den sprech' ich an, weil meine Eltern doch gar zu arm sind, und da hab' ich lamentirt, was ich lamentiren konnte. Und er hat mir geantwortet in einer Sprache, die ich nicht verstehen konnte, es klang ganz kauderwälsch. Und da hat er in die Tasche gegriffen und mir dieses Geldstück, — ein Goldstück, gegeben, und das kenn' ich doch gar nicht, und da komm' ich zu Ihnen, liebes Fräulein, daß Sie mir sagen möchten, was das für ein Geldstück wol ist.“ — Sie reichte es mir;

aber ich kannte es auch nicht. Ich ging zum Oheim. Er besah es. Das ist eine preußische Pistole mit dem Brustbild Friedrich's des Großen, wenigstens zum Werthe von $8^1/_2$ Kaisergulden. Der tausend! wie kommst Du dazu? Ich erzählte. Nun, sagte er, das muß der Leopold gewesen sein. Rufe doch einmal das Mädchen herbei. Ich that es. Das Kind wiederholte seine Geschichte und beschrieb auf des Oheims Frage den Leopold, wie er leibte und lebte. — Siehst Du wol, hab' ich es nicht gleich gesagt, daß es der Leopold sein werde, sprach er zu mir gewendet; und Du, zu der Kleinen sich wendend, geh' gleich nach Hause und sag' Deinen Eltern, einer von Beiden, sei es Vater oder Mutter, möchte morgen zu mir kommen, ich hätte mit ihnen zu sprechen, bis dahin will ich das Goldstück, was Du von dem fremden Herrn geschenkt bekommen hast, aufbewahren, so ist es Dir sicher, Du könntest es unterwegs verlieren, und dann wäre die Freud' am Ende, sie wäre zu kurz gewesen.

An diesem Zuge erkenn' ich den Leopold, schaltete ich ein. Ja, rauh war sein äußerer Mensch, aber sanft und mild sein innerer. Davon kenn' ich auch mehrere Beispiele. Doch, gnädige Frau,

darf ich bitten fortzufahren, Sie wollten Ihrer Erzählung noch Etwas hinzufügen.

Freilich wollt' ich das. Der Leopold kam nach seiner Gewohnheit pünktlich zur Mittagszeit in's Schloß zurück. Wir setzten uns zur Tafel. Einsilbig, wie er gewöhnlich, war er an diesem Tage sogar schweigsam, dabei finster und mürrisch. Schlechte Jagd gemacht heute, — nämlich nach Steinen, brachte mein Oheim endlich aus ihm heraus. Endlich kam kollernd und stotternd, — was ihm beikam, wenn die Sprache seinen Gedanken nicht folgen wollte, — heraus, er habe in den Bergen einen großen Verdruß gehabt, aber auch eine große Wahrheit entdeckt, oder vielmehr bestätigt gefunden.

Wie verhält es sich damit, theuerster Kammerherr? fragte der Oheim.

Ach, Sie erinnern sich, lieber Baron, als ich vor zwei Jahren bei Ihnen war, da erzählt' ich von dem und dem Fund, — die Einzelheiten weiß ich nicht mehr, fügte die Burgfrau hinzu; — diesen Fund und diese Beobachtung mußt' ich nach meinem besten geologischen Wissen für sehr merkwürdig und für eine Hauptstütze meines Systems erachten. Ich schwatzte also auch gleich, noch von hier aus, von diesem Funde gegen meine Freunde

draußen, und einer von ihnen hatte nichts Eiligeres zu thun, als meine Mittheilung drucken zu lassen. Die Sache machte Aufsehen. Waren Sie, lieber Baron, doch selbst erstaunt über meine Beobachtung. Da kommt im vorigen Jahre so ein Gelbschnabel von Geolog und behauptet, der Leopold von Buch müsse sich geirrt haben, die Verhältnisse wären nicht so, wie er sie vorgetragen, ganz andere Thatsachen lägen vor, demnach auch andere Folgerungen. Ich schrieb dagegen. Mein Gegner blieb die Antwort nicht schuldig. Und nun komm' ich her, um mich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob er oder ob ich recht gesehen. Und wahrhaftig, der Gelbschnabel — hat recht; ich streiche die Segel, und das verdrießt mich meines alten Schiffes halber; aber es freut mich auch, weil ich die Segel vor der Wahrheit streichen muß.

Ei, lieber Kammerherr, da haben Sie ja eigentlich einen Sieg, sogar einen großen Sieg davongetragen; bemerkte der Ohm.

Wie so? fragte der Leopold.

Sie haben einen Sieg über sich selbst gewonnen; Sie haben eine Ansicht, von der Sie seit zwei Jahren und bis heute die Ueberzeugung hatten, sie sei richtig, sie sei unumstößlich; die Sie

überdies lieb gewonnen hatten, der bessern Einsicht zum Opfer gebracht. Ist das nicht ein Sieg, und giebt nicht der Sieg das Gefühl des Wohlbehagens?

Ja, ja, Sie mögen recht haben, brummte Leopold in den Bart.

Nicht genug an diesem Siege, fuhr der Oheim fort, eine kurze Strecke vor dem Fundorte jener geognostischen Wahrheit ist Ihnen Gelegenheit geworden, zum Glück einer verarmten Familie beizutragen.

Dummes Zeug! brummte er abermals vor sich hin, und fuhr dann trotzig auf: Was wollen Sie damit sagen?

Und nun mußte ich, auf des Oheims Geheiß, die Geschichte von dem armen Mädchen und dem preußischen Goldstück erzählen. Und ich that das so aus der ganzen Fülle meines Herzens, indem ich die Dankbarkeit des Kindes schilderte, und den edlen Geber pries, daß der Leopold mit gerührt wurde, ein mildes Lächeln um seine Mundwinkel zuckte, und zuletzt sogar eine Thräne in sein, gewiß immer trocken gebliebenes Auge trat.

Sie sind eine gute Tochter, sagte Leopold zu mir in französischer Sprache, deren wir uns in der Unterhaltung gewöhnlich bedienten, weil er

mein und ich sein Hochdeutsch nicht recht verstehen konnte. Bleiben Sie auch fernerhin so gut, wie Sie jetzt sind; tragen Sie Gott im Herzen, und meinetwegen die Heiligen Ihrer Kirche alle, die gehen mich nichts an — dann werden Sie, liebes Fräulein, auf dem Pfade der Tugend niemals straucheln, Sie werden eine glückliche und beglückende Hausfrau werden.

Ich habe, fügte das schöne Weib hinzu, oft an des alten Leopold's Worte gedacht, als ich eine Hausfrau geworden war, obwol mir die Beigabe von den Heiligen der Kirche nicht recht zusagen wollte. Ob sein Wunsch, sein Hoffen, in Erfüllung gegangen?

Seufzend blickte die Sprecherin gen Himmel. Ich verstand den Blick. Sie hatte des edlen Leopold's Rath nicht befolgt; sie hatte den lieben Herrgott nicht im Herzen bewahrt, auf dem dornigen Pfade der Tugend war sie gestrauchelt, sie war gefallen, in den tiefsten Abgrund gesunken, ich stand vor dem lasterhaftesten Weibe. Und wer trug die Schuld an dem Verlorengegangensein dieser einst so schönen Seele? Wer anders als der scheinheilige Heuchler, der nichtswürdige Hauspfaff!

Ich denke, die Geschichte von Leopold, wie lang sie auch gewesen, muß Sie interessiren, da

Sie ihn gekannt haben. Und nun will ich Sie entlassen, damit Sie den Genuß des Anblicks unseres Monte=Rosa noch haben können. Ach, sehen Sie zu, lieber Freund! Wie schön leuchtet er in diesem Augenblicke, welch' ein magisches Streiflicht strecken die letzten Strahlen der Sonne über sein Schneehaupt. Nochmals ermahn' ich Sie zur baldigen Heimkehr. Am prasselnden Kaminfeuer werd' ich den Theetisch aufstellen lassen. Der Ohm ist nach B..... in seine Abend=gesellschaft geritten, die er längere Zeit versäumt hat. Wir werden allein sein. Nur der Pfarrer ist da. Doch, was fällt mir noch ein: er hat versprochen, heute Abend von der Religion zu reden. Es wird Sie doch nicht langweilen, lieber Freund?

Nicht im Geringsten, meine Gnädige, im Gegentheil, ich freue mich auf den Pfarrer; er spricht so einsichtsvoll, so klar und deutlich, so eindringlich und überzeugend, daß man ihm nur mit Vergnügen zuhören kann.

Nun, das freut mich, lieber Freund, daß Sie diese Meinung vom Pfarrer haben. — Also auf Wiedersehen, auf recht baldiges Wiedersehen!

Sie entschlüpfte, die Schlange; ich aber — tobte und wüthete in meinem Innern gegen mich

selbst wegen des Aushängeschildes entsetzlichster Heuchelei, das ich aus Gründen der gesellschaftlichen Wohlanständigkeit in der Luft flattern zu lassen genöthigt worden war. Ich bemächtigte mich dieses Schildes aber erst im Verlaufe der Leopoldinischen Geschichte, die mit der Erzählerin einigermaßen wieder versöhnen konnte — doch nur vorübergehend, auf kurze Zeit.

O, über die Tyrannei der Convenienz! Wann wird der Mensch ihre Fesseln abgeworfen haben? Welche Ueberwindung, welche Selbstbeherrschung gehört dazu, gegen einen Menschen, von dem man überzeugt ist, er verdiene Verachtung, die Vorschriften des äußern Anstandes zu beobachten!

7.

Am 8.

Was ich vorgestern erlebt, das hab' ich gestern niedergeschrieben; es waren die Vormittagsstunden, die mit dieser Beschäftigung ausgefüllt wurden.

Der Einladung gemäß stellt' ich mich zur bestimmten Zeit am Theetisch ein. Es war ganz gemüthlich, so beim flackernden Kaminfeuer zu

sitzen, das einem in diesem Hochlande selbst mitten im Sommer ganz behaglich ist, denn die Abendluft kühlt sich auffallend ab, wenn der Tag recht heiß war.

Wie es zwischen dem Paar verabredet worden, also geschah es. Wir waren unserer Drei: die Burgfrau, der Pfarrer und ich — ein Trio, von dem ich nicht wußte, was für ein Instrument ich zu übernehmen hätte.

Anfangs wurde von Dingen gesprochen, die meine Aufmerksamkeit wenig oder gar nicht in Anspruch nehmen konnten; betrafen sie doch von der Regierung und Verwaltung des Schlosses und seines Bezirks das Departement der innersten Angelegenheiten: Wirthschaftssachen im Allgemeinen, Maistrocknen, Felddüngung, Viehaufstallung, Bewässerung der Wiesen und Matten, auch Drainwesen u. d. m. im Besondern. Die Burgfrau war in allen diesen Dingen sehr gut zu Hause und verrieth mehr Kenntniß vom Wesen einer rationellen Landwirthschaft als der Pfarrer, obgleich dieser einen sehr bedeutenden Pfarracker mit Wiesen und Wald hat, den er selbst baut. Das ist hier zu Lande eine Ausnahme; die meisten Geistlichen haben ihren Pfarracker in Pacht ausgegeben. Und das find' ich sehr löblich. Beim

eigenen Betriebe kommt es nur zu oft vor, daß der geistliche Herr seines Amtes weniger wartet, nur auf seine Wirthschaft bedacht ist und — verbauert!

Die Burgfrau suchte mich in's Gespräch zu ziehen, indem sie mich fragte, wie es mit Diesem und Jenem bei mir zu Lande in der Wirthschaft gehalten würde. Ich gab nach bestem Wissen Auskunft, hob indessen den großen Unterschied hervor, der zwischen diesem Hochlande und meiner Heimath in Bodenform, Bodenart und Klima bestehe, was auf Größe der Landgüter und Wirthschaftsweise einen wesentlichen Einfluß ausübe.

Mit großer Gewandtheit wußte die Burgfrau der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben. Sie war auf Dienstboten und Dienstleute gekommen und endlich auf die vielen Heiligentage der römischen Kirche, von denen sie — gewiß nicht mit Unrecht — meinte, daß sie in allen katholischen Ländern der Entwickelung des Landbaus ein großes Hinderniß entgegenstellen. Was für eine Menge Arbeitstage gehen dadurch verloren! Und welchen Schaden bringt es nicht z. B. bei der Heuernte: wenn das Heu zur Einfuhr fertig ist, da müssen wir es doch gleich einfahren. Aber da fällt ein Festtag ein, und unsere Leute wollen und

— müssen in die Kirche, so wollen es die geistlichen Herren; und andern Tages, wenn nun an's Werk gegangen werden soll, öffnet der Himmel seine Schleusen, und all' unser Winterviehfutter schwimmt fort, oder wird doch verdorben. Sie, lieber Herr Pfarrer, gehören nicht zu diesen gestrengen Herren! Sie drücken in solchem Fall ein Auge zu, auch wol alle beide, denn Sie wissen ja selbst, wie es Einem thut, wenn man kein Futter für's theure Vieh hat.

A propos! schloß sie ihre sehr verständige Wirthschaftsrede, — Sie wollten uns ja Ihre Ansichten über Religion und ihr eigentliches Wesen heute mittheilen. Ich bin so frei, Sie an Ihr Versprechen zu erinnern.

Recht, ehrsame Burgfrau; Dank dafür, daß Sie mich daran erinnern. Aber...

Was für ein Aber wieder! Und wollen Sie etwa auch mit einem Wenn als Reserve vorrücken?

Das nicht; allein ich nehme Anstand, — und er sah mich lauernd an, — in Gegenwart dieses werthen Herrn mich über einen Gegenstand, der die heiligsten Interessen des Menschen und der Menschheit betrifft, so auszusprechen, wie ich es muß, will ich ein langjähriges Studium und ein

eben so langes Forschen und Nachdenken nicht für unnütz, nicht für verloren erachten. — Und sich an mich wendend: — Sie sind, geehrter Herr, ein aufgeklärter Mann; als Protestant, oder wie ich kraft meiner Stellung Sie nennen — muß, als Abtrünniger der Kirche, als Sectirer, sind Sie hinüber über den Berg, den der Kirchenglaube der menschlichen Vernunft als Wall und, wie er meint, als unübersteiglichen Wall entgegengebaut hat; und eben darum werden gerade Sie in dem, was ich auf den Wunsch der ehrsamen Burgfrau vorzutragen mir erlaube, eben so wenig Neues finden, als Sie in dem nichts Neues gefunden haben, was ich vor einigen Tagen über den Begriff des Wortes Natur zu sagen Gelegenheit hatte. Protestant — was bedeutet das Wort? Was anders als Einen, der Einspruch thut, der Verwahrung einlegt gegen Etwas, was besteht, und von dem er nach seiner innigsten Ueberzeugung glaubt, daß es nicht den richtigen, den vernunftgemäßen Ausdruck der Wesenheit des Bestehenden gebe. Wir römische Priester müssen die Protestanten Akatholiken nennen, d. h. Christen, die von der katholischen Kirche abgefallen sind, also Abtrünnige, die verbannt sind aus dem Schooße des Kirchenkreises, innerhalb dessen allein das zu erlangen ist, was das Insti-

tut der Kirche Seligkeit nennt. Indessen, — ich will mir nicht vorgreifen; das nur wünsch' ich von Ihnen, geehrter Herr, daß Sie mich nicht mißverstehen. Ich bin ein Priester der Kirche, das wissen Sie; das aber wissen Sie noch nicht, daß ich mich frei gemacht habe von Satzungen, die ich für vernunftwidrig erkenne; ja, ich stehe nicht an, frei und offen zu bekennen, daß ich freier denke über das Wesen der Religion, und insonderheit über den Christusglauben, als so mancher protestantische Theolog, als die große Mehrheit derselben. Der Herr Baron kennt meine Ansichten zum Theil und er theilt sie; seine hier anwesende Nichte, unsere geehrte Burgfrau, habe ich damit in weiterem Umfange bekannt gemacht. Wenn ich nun aber auf deren Wunsch in Ihrer Gegenwart mich ausführlicher ausspreche, so rechn' ich, werther Herr, auf Ihre Besonnenheit und Verschwiegenheit, die meine Stellung als Priester, so wie als Pfarrer dieser Gemeinde zu berücksichtigen hat. Denn unser Volk ist in der Bildung noch nicht so weit vorgeschritten, daß ich es, so weit meine Gemeinde in Betracht kommt, auf's Selbstdenken hätte lenken können. Die Predigt benutz' ich zwar, klarere Ansichten, wenigstens über das Christenthum, unter die Leute zu bringen, allein . . .

In demselben Augenblicke hörten wir einen Wagen in den Schloßhof rollen. Wir Drei sprangen unwillkürlich zugleich auf, zu sehen, wer da gekommen sei, gleichzeitig aber stürzte Fräulein Mathilde von Z. in's Zimmer.

Da war denn die Freude gar groß; die beiden Frauen wußten sich nicht genug zu herzen und zu küssen. Fräulein Mathilde mußte erzählen, wie es ihr ergangen sei, was ihr begegnet, was sie erlebt; und da gab es viel zu erzählen, wobei eine und dieselbe Sache nach Weiberart zwei, auch drei Mal wiederholt werden mußte.

Der Pfarrer schien es für angemessen zu halten, sich zurückzuziehen, ich dachte dasselbe.

Nicht wahr, meine Herren, wir nehmen morgen Abend das Thema wieder auf, was Sie, Herr Pfarrer, mir für heute in Aussicht gestellt hatten. Der Cousine unerwartete Rückkehr hat uns unterbrochen. Ach, liebe Mathilde, wie freut es mich, Dich wieder zu haben. Wie oft hab' ich mich nach Dir gesehnt. Nun bist Du wieder da, nun erst kann ich mich wieder so aus Herzensgrund freuen.

Dem Pfarrer ging bei diesen Worten der Burgfrau eine leichte Wolke über die Stirn, die sofort bemerkt wurde.

Nicht gleich so finster, lieber Pfarrer, auch Mathilde hat Anspruch an mich, ihr gehört meine Liebe, Ihnen meine Achtung, die Verehrung des Beichtkindes. Nicht wahr, morgen Vormittag hab' ich das Vergnügen, Sie zu sehen?

Die ehrsame Burgfrau hat über mich zu befehlen!

Wie galant die geistlichen Herren sein können, wenn sie nur wollen. Und Sie, mein geehrter Gast, was haben Sie für morgen Vormittag vor? Darf ich einen Vorschlag machen? Der Ohm will bei Zeiten zur Alp hinauf, finden Sie nicht Vergnügen, sich ihm anzuschließen?

Auch ich stehe der gnädigen Frau zu Befehl, wenn der Herr Baron es gestattet, die Alpenfahrt in seiner Gesellschaft mitmachen zu dürfen.

Dafür bürg' ich; ich werd's ihm noch heut' Abend sagen; er wird aus seiner Gesellschaft wol bald heimkehren.

Also ein neues Stelldichein mit dem Priester, und um es zu sichern, die Entfernung des unbequemen Gastes!

Aufgepaßt, vorgesehen, dacht' ich bei mir; nicht so keck, schöne Frau! Da wollen wir doch einmal sehen, wer schlauer ist, Du oder ich!

Ich empfahl mich mit einer steifen Verbeugung, in die ich so viel Förmlichkeit, so viel Kaltsinn legte, als ich nur immer konnte.

Am folgenden Morgen war Baron Joseph frühzeitig auf meinem Zimmer. Die Nichte hatte ihm, wie er sagte, von meinem Wunsche gesprochen, die Alpfahrt mitzumachen. — Mein Wunsch ist es eigentlich nicht gewesen, sprach ich etwas spitzig, sondern ein Vorschlag Ihrer liebenswürdigen Frau Nichte, diesem hab' ich mich unterworfen, und bitte nunmehr den Herrn Baron um die Erlaubniß, mich Hochdemselben anschließen zu dürfen.

Wer wird denn, lieber Freund, die Worte so auf die Goldwage legen! Es ist ja ganz einerlei, wer von Euch Beiden, ob Sie oder meine Nichte, zuerst den Gedanken gehabt hat. Genug, daß Sie mich begleiten wollen. Und es wird Sie nicht gereuen. Ich werde Sie auf Punkte führen, von denen Sie sagen werden: hier ist's schön! Sie liegen gerade an meinem heutigen Wege. Und was die Förmlichkeiten betrifft, so wünsch' ich, Sie hätten sie draußen im Lande gelassen;

sie passen nicht in unsere rauhen Berge, wir lieben die Geradheit und die einfache Rede, die, ich räum' es ein, zuweilen derb werden kann. Sie machen mir, lieber Freund, gar zu viel höfliche Redensarten. Da war der Leopold ganz anders, — ich höre von meiner Nichte, daß Sie ihn gekannt haben, den guten Leopold, über den ich noch immer nicht ganz einig bin, was am meisten an ihm zu schätzen war, sein hochgebildeter Geist, oder sein vortreffliches Herz; — der sprach von der Lunge weg, ohne Umschweife, wie er's meinte, in gerader, derber Weise. Ob's ihm angeboren war, oder ob er's sich in unseren Bergen angewöhnt hatte in dem Verkehr mit uns Aelplern, ich weiß es nicht.

Ein jeder von uns Beiden mit einem Alpenstock bewaffnet, durchschritten wir das breite Thal auf Wiesenpfaden und durch Baumgärten. Wir mußten weit abwärts gehen, um die Brücke über den Strom zu erreichen, der an dieser Stelle dicht an der Felsenwand des linken Ufers fließt. Im Hintergrunde des Thales leuchteten die Schneealpen in der Morgensonne mit Tinten, die fast alle Farben des Regenbogens durchliefen. Es war ein prachtvoller Anblick, schöner noch als die Abendbeleuchtung von gestern. Wir erreichten die

jenseitige Thalwand. Der Baron, der eine Jagdtasche trug, nahm sie ab und holte zwei Paar Alpschuhe heraus. Hier, dieses Paar wird passen, ziehen Sie es an; ich lehnte es ab. Was, leichtsinniger Mensch, Sie wollen in Ihren städtischen Stiefeln eine Alpfahrt machen? Da bleiben Sie nur lieber gleich unten. Ohne diese, mit starken eisernen Spitzen an der Sohle befindlichen Schuhe besteigt kein Mensch den Berg zur Alp hinauf. Also kurz gefaßt, die Stiefel aus, die Schuhe an. Die Stiefel lassen wir hier liegen, da sind sie so sicher wie in Abraham's Schooß. So ist's Brauch bei uns. Die Nothwendigkeit einsehend, bequemt' ich mich zu den Schuhen. Ich zog sie an, und heiter und wohlgemuth ging's bergauf in die Höhe. Der Baron ruhte oft aus, ich mit ihm. Er wählte jedesmal eine Stelle, wo sich ein neues Bild der Landschaft entfaltete. So mochten wir ungefähr 500′ über dem Thalboden emporgestiegen sein, als wir eine längere Rast machten.

Während des Gehens, das nicht selten zum Klettern wurde, sprach der Baron nicht, oder doch nur wenig. Eine alte Regel ist es bei Alpfahrten, so wenig als möglich zu sprechen, um das Athmen nicht zu erschweren; in den höheren Regionen auch an und auf den Schneefeldern, be-

sonders wenn frischer Schnee gefallen ist, um jedwede Erschütterung der Luft zu vermeiden, die ein oder ein Paar Flocken Schnees in Bewegung setzen könnte, woraus dann im Fallen ein Schneeball und zuletzt eine Schneelauine entsteht. Auch beim Treten auf dem steilen Bergpfade ist große Vorsicht von Nöthen. Nicht selten ist der Pfad von kleinem und großem Geröll verschüttet, das in höheren Regionen vom anstehenden Felsen durch atmosphärische Einflüsse abgelöst worden und in die Tiefe gestürzt ist. Tritt man nun so, daß ein Paar Stücke dieses Gerölles unter unserm Fuße entweichen und in's Fallen gerathen, so können diese wenigen Felstrümmer sehr leicht eine Steinlauine verursachen, die in ihren zerstörenden und verwüstenden Wirkungen noch schrecklicher ist, als die Schneelauine. Wir kamen ein Paar Mal über so verschüttete Stellen des Pfades. Mit Beobachtung jener Vorsichtsmaßregel, auf die mich der Baron wiederholt aufmerksam machte, mußte, nachdem wir festen Stand gewonnen hatten, jeder Fußtritt weiter vorher mit dem Alpenstock untersucht werden. Das war eine sehr mühselige, eine äußerst ermüdende Fahrt! Wie soll das werden, wenn's bergab geht? fragt' ich mich im Stillen; und dennoch dacht' ich fort und

fort an baldige Umkehr, um das — Schauspiel nicht zu versäumen, das meiner im Schlosse wartete.

Nun, lieber Freund, was sagen Sie zu dem Gemälde, das sich hier vor Ihren Augen aufthut? fragte der Baron, nachdem wir uns auf zwei platten Steinen niedergelassen hatten.

Nicht Worte kann ich finden, die mein Staunen, meine Bewunderung auszudrücken vermöchten.

Ich glaub's Ihnen. Hierher stieg ich mit meinem lieben Leopold jedes Mal, wenn ich von seinem Besuch erfreut wurde. Auch er verstummte auf dieser Stelle, versunken war er in dem Anblick dieses Landschaftsgemäldes. Aber gehen wir weiter, noch ein Paar Hundert Fuß höher, und wir erreichen einen andern Ruheplatz, wo die Aussicht noch großartiger ist; blicken Sie aufwärts, sehen Sie da oben den weißen, weit vorspringenden Felsenkamm? Der ist das Ziel, das ich meine; es war Leopold's Lieblingsplatz.

Mag's sein, theuerster Baron, aber, ich muß gestehen, ich kann nicht weiter! Ich bitte, mich von der weitern Alpenfahrt zu entbinden.

Was, Sie haben schon jetzt den Muth verloren, hier unten in dieser tiefen Region, an dieser Stelle, deren Höhe ich, nach vielen und sehr sorgfältigen Barometer-Messungen, zu 91 Klafter

über dem Niveau des Stromes an der Brücke, über die wir gegangen sind, bestimmt habe. Sehen Sie, ich habe die Zahl da an der Felsenwand eingraben lassen. Wie soll denn das werden, wenn Sie da drüben über's Joch steigen sollen, da's ja Ihre Absicht ist, zu Fuß in's Land zurückzukehren. Schämen Sie sich, lieber Freund, der Zaghaftigkeit! Aufgestanden, den Stock in die Hand, und — vorwärts Marsch! So sprach der ehemalige Anführer einer Bergschützen-Abtheilung.

Verzeihung, Baron, ich muß, so weh' es mir thut, meine Bitte wiederholen.

Und ich bitte, daß Sie Ordre pariren. Ich bin hier der Befehlshaber, und Sie, lieber Freund, stehen unter meinem Commando. Ein alter Soldat, wie Sie, wird doch wissen, was es heißt, wenn der Untergebene nicht Ordre parirt. Nicht wahr, Sie kennen das Standrecht?

Freilich kenn' ich's; aber es findet, trotz Ihrer scherzhaften und freundlich gemeinten Anspielung, hier nicht Anwendung.

Wenn ich nun aber aus dem Scherz Ernst machen wollte?

Halten Sie ein, Baron; ich erklär' Ihnen hiermit kurz und bündig, ich kann nicht weiter, ich will nicht weiter!

Seien Sie doch nicht gleich so spitzig, so schartig, so giftig! Ich sollte meinen, Sie hätten mich seit lange so weit kennen gelernt, um wahrnehmen zu können, daß ich Neckereien liebe, harmlose Scherze, die Niemand betrüben, Niemand verletzen können. Zwar verderben Sie mir die Freude, die ich Ihnen da oben bereiten wollte; auch kommen Sie mir in die Quere, weil ich noch höher auf der Alm Etwas in Augenschein nehmen wollte; allein ich kenne die Gesetze der Gastfreundschaft, und die gebieten mir, alles Das zu thun, was der Gast meiner Nichte wünscht, was ich ihm an den Augen absehen kann! Also, lieber Freund, den Stock zur Hand, und vorwärts Marsch bergab.

Können wir denn nicht einen andern Steig einschlagen, der minder gefahrvoll ist, als derjenige, auf dem wir gekommen, und der mir bergab am Ende Schwindel zuziehen könnte?

Ja, das können wir; dann aber müssen wir noch ein Hundert Fuß höher steigen, wo wir eine Stelle erreichen, an der sich der Steig abzweigt, der dort durch den Wald — sehen Sie ihn? — in's Thal führt. Der Steig ist zwar auch jäh, aber er schlängelt sich an der Berglehne und hat zuweilen minder steile Stellen. Auch gewähren die Bäume Schutz und Aufhalt, wenn man ja in's

Rutschen kommen sollte. Ich habe Sie den ersten Steig absichtlich heraufgeführt, weil er am waldleeren Hange emporsteigt, und daher freie Aus- und Umsicht gewährt. Und nun, lieber Freund, lassen Sie uns eine kleine Herzstärkung nehmen. — Der Baron zog eine Jagdflasche heraus und reichte sie mir. Da, sagte er, machen Sie den ersten Zug; es ist echter Rosoglio von Zara; ich bürge für die Echtheit. — Mag sein; allein ich trinke nie Spirituosa. — Nun, seien Sie doch nicht gar zu wunderlich und zimperlich; Sie thun ja wie ein Weib, wie meine Zierpuppe von Nichte, der ein Schluck ein Horror ist; also schlucken Sie; ich kann nicht länger warten, ich will nicht länger warten; nicht wahr, ich darf doch auch meinen Willen haben; hab' ich aber dem Ihrigen nachgegeben, so thun Sie jetzt auch mir den Gefallen. — Wenn ich nur ein Stückchen Brot hätte, um es vor dem — Schluck zu genießen! — Auch dafür ist gesorgt, lieber Freund. — Der Baron holte Brot und Speck aus seiner Jagdtasche und reichte mir Beides mit einem Taschenmesser. Ich war nicht blöde, und schnitt vom Brot wie vom Speck ein tüchtiges Stück ab. — Ei, ei, ist das ein — Stückchen, wie Sie es nur wollten? das ist ja ein Stück, wie nur der Gemsjäger es in die

Hand nimmt; ich wünsche guten Appetit, bitte aber, auch für mich Etwas übrig zu lassen, denn weiter reicht mein Proviant nicht.

Wir hatten uns gestärkt; wir traten die Wanderung an. Mühsam zwar, doch ungefährdet kamen wir in's Thal hinab. Hier mußten wir eine Viertelstunde Weges in den schweren Alpschuhen bis zu der Stelle gehen, wo wir unsere Stiefel zurückgelassen hatten.

Wissen Sie was, lieber Freund, ich will mich hier, wenn Sie Nichts dagegen haben, von Ihnen trennen. Da aus der Alpfahrt Nichts geworden, so will ich den Vormittag benutzen zu einem Besuche bei meinem Freunde ***, von dem ich Ihnen schon Manches erzählt habe. Er wohnt in dem Dorfe, von dem Sie den Kirchthurm da rechts aus den Bäumen hervorragen sehen. Ich bin sicher, ihn zu Hause zu treffen. Wir werden Vieles zu plaudern haben. Möglich, daß er mich einladet, über Tisch bei ihm zu bleiben. Bin ich um zwei Uhr nicht daheim, dann komm' ich nicht vor dem Abend. Sagen Sie das meiner Nichte, die sich ein Vergnügen daraus machen wird, während meiner Abwesenheit für Ihre Unterhaltung zu sorgen. Möglich, daß Sie auch den Pfarrer im Schlosse treffen.

Nicht allein möglich, es ist gewiß, dacht' ich bei mir.

Also, lieber Freund, lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Gott befohlen; auf Wiedersehen!

Zehn Uhr war's, als ich in's Schloß zurückkam. Ich ließ mich bei der Burgfrau melden, um den in gebildeten Kreisen gültigen Vorschriften der Höflichkeit Genüge zu thun.

Sie empfing mich mit der freundlichsten Miene von der Welt, die aber dennoch nicht im Stande war, ihre innere Aufregung ganz zu verbergen. Mich für den ganzen Vormittag auf der Alpfahrt wissend, war sie erstaunt über meine vorzeitige Heimkehr. Ich setzte ihr die Ursache auseinander. Sie ließ sie gelten.

Ich bin sehr unglücklich, lieber Freund, Sie mit einer Bitte belästigen zu müssen, bei deren Gewährung ich am meisten verliere. Klingt das nicht außerordentlich selbstsüchtig?

Und zugleich so artig und so schmeichelhaft für mich, warf ich ein.

Ein zauberisches Lächeln umschwebte ihre Mundwinkel. — Wohlan, — meine Bitte besteht darin, daß Ihre liebenswürdige Güte mich entschuldigen wolle, wenn ich heute Vormittag nicht im Stande

sein sollte, die Gesetze der Gastfreundschaft vollständig zu vollziehen, — wenn ich mir das Vergnügen Ihrer Unterhaltung versagen müßte. Ich erwarte den Pfarrer; Sie erinnern sich, daß ich schon gestern Abend den Wunsch gegen ihn äußerte, er möge kommen; heute früh ist mir nun eine wichtige Sache in Wirthschafts-Angelegenheiten vorgekommen, bei der ich des bewährten Freundes Rath bedarf. Ich habe zu ihm geschickt und ihn dringend bitten lassen, doch ja zu mir zu kommen. Er hat mir aber antworten lassen, es sei noch ungewiß, ob er sich von seinen pfarramtlichen Geschäften entbinden könne. Ein zweiter Bote ist unterwegs, um meine Einladung noch dringender zu wiederholen. Ich denke, er wird dieses zweite Mal ein zusagendes Ja überschicken. Sehen Sie, lieber Freund, das ist der Beweggrund meiner Bitte, darf ich auf Entschuldigung, auf Verzeihung rechnen?

Deren bedarf es nicht, ich habe nur die Befehle der gnädigen Burgfrau entgegen zu nehmen, und sie stricte zu befolgen. Welche Vermessenheit würd' es von meiner Seite sein, anders zu handeln! Ich ziehe mich ehrerbietigst zurück und erlaube mir nur noch den Wunsch auszusprechen,

daß der Rath, den Sie vom Pfarrer beanspruchen, all' Ihren — ich stockte.

Warum beenden Sie nicht Ihren Wunsch?

Meine Gnädigste, ich konnte nicht gleich das rechte Wort finden; ich will sagen: — daß der Rath, den Sie von Ihrem Beichtvater erwarten, all' Ihren Erwartungen, all' Ihren — Gefühlen entsprechen möge!

Blitze schossen aus den feurigen Augen. Was hat das Gefühl, was haben die Gefühle mit wirthschaftlichen Dingen zu thun? Das kommt mir, lieber Freund, sehr komisch vor, was Sie da sprechen, ich möchte sagen: — schwatzen. In derlei Sachen spricht nur der Verstand, und das Gefühl schweigt, außer wenn einer der Knechte oder eine Magd, die doch zur Wirthschaft gehören, erkrankt, leidend ist; da spricht das Gefühl mit durch Theilnahme an der Person.

Wissen Sie was, fuhr die Burgfrau fort, vertreiben Sie sich die Zeit mit Lectüre; gehen Sie in die Bibliothek und suchen Sie aus, was Ihrem Geschmacke, Ihrer augenblicklichen Stimmung zusagt. Gegen zwölf Uhr wird Fräulein Mathilde ihre Toilette beendet haben, ich gebe anheim, sich mit ihr zu unterhalten. Zur Tafel wollen wir

bis um zwei Uhr auf den Oheim warten. Eh bien, mon cher ami, à revoir.

Sieh da! da kommt eben der Pfarrer über den Schloßhof gegangen! Also nochmals, Freund, Vergebung, daß ich mich Ihnen heute nicht widmen kann.

Ich empfahl mich.

8.

Am 9.

Die bauliche Einrichtung des Schlosses ist vortrefflich. Der verstorbene Gemahl der Burgfrau ist ein Mann gewesen, bei dem das Gefühl für's Schöne vorgewaltet; und daraus ist Geschmack entsprungen, den er auf's Innere und Aeußere der Burg in Anwendung gebracht hat. Die Erbauung der Burg stammt aus dem spätern Mittelalter, und gehört, wie mir der Baron sagt, etwa dem Schlusse des 14. Jahrhunderts an. Die Burg ist von ihren Besitzern beständig in baulichen Würden erhalten worden. Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts war das Aeußere des Schlosses nach seiner ursprünglichen Gestalt beibehalten

worden. Damals aber, nachdem es im Laufe der Zeit und besonders während des dreißigjährigen Krieges viel gelitten hatte, wurden bei Ausbesserung der Schäden wesentliche Veränderungen vorgenommen und diese im herrschenden Zeitgeschmacke ausgeführt. Daß die Burg dadurch an architektonischer Würde und Schönheit eben nicht gewinnen konnte, läßt sich erachten. Der Baumeister aber hat den sehr gescheidten Gedanken gehabt, von der Burg, wie sie vor ihrer Restauration war, eine sehr hübsche und allem Anschein nach auch sehr genaue perspectivische Zeichnung anzufertigen, und diese Zeichnung durch eine erläuternde Beschreibung zu vervollständigen, in der er zugleich Vorschläge macht, in welchem Stile und in welcher Weise die Reparatur-Arbeiten zu bewerkstelligen sein dürften. Es ergiebt sich daraus, daß seine Vorschläge dem ursprünglichen Baustile der Burg eng angepaßt waren. Weil sie aber nicht zur Ausführung gekommen, so muß man schließen, daß sie dem Bau- und Schloßherrn nicht zugesagt und dieser seine eigenthümlichen Ideen dem Baumeister untergeschoben habe, der sie wohl oder übel zur Ausführung zu bringen genöthigt war. Auch in unserer Zeit hat dieser und jener Bauherr, reich und nicht reich, sa marotte

architectonique! Doch lassen wir das, obwol sich viel darüber sagen ließe. Ist denn nicht die edle Baukunst eine der schönen Künste, auf deren Gebiete nur das Genie herrschen darf, nicht der — bousilleur, wie der Franzose sagt, den der Meister hinauszuwerfen hat aus der Bauhütte, in die sich der Pfuscher, der Sudler einzuschleichen gewagt!

Als das freiherrliche Ehepaar von Y. mit dem Gedanken umging, zum vollen Genuß des jungen Eheglückes sich im Schloß eine bequemere und den Ansprüchen des Zeitgeschmacks und des Comforts entsprechendere Wohnung einzurichten, da war unter den Gatten auch selbstverständlich viel die Rede von Wiederherstellung der Außenseite, die durch den Zahn der Zeit viel gelitten hatte. Es kamen, wie mir die Burgfrau in den ersten Tagen meines Hierseins erzählt hat, vielerlei Ansichten zum Vorschein, von der einen wie von der andern Seite, oft desparate, wie sie es nannte, — sie wollte sagen, disparate. „Endlich," fügte sie scherzend, mit den Worten der Fabel vom Ochs und Esel, hinzu, — „endlich kam man überein, daß der Löwe, wenn er wollte, diesen Streit entscheiden sollte, und was konnte klüger sein? Unter dem Löwen verstanden wir aber den uns freundlich gesinnten Meister *** in — —, an den

mein Mann schrieb, um dessen Kunstmeinung und Kunstrath einzuholen. Eine Zeichnung von der Hauptfront des Schlosses, welche Gustav (so war des Barons Y. Vorname) mit Bleistift flüchtig zu Papiere gebracht hatte, wurde dem Briefe beigelegt."

Die Schloßherren von — — haben durch alle Geschlechter und Menschenalter hindurch der Aufbewahrung von Urkunden und Dokumenten, die ihre Familie und ihr Besitzthum, auch verwandte Familien betreffen, eine große Sorgfalt zugewendet. An einem der Tage, als zwischen dem jungen Ehepaare die Frage wegen Restauration des Schlosses so lebhaft besprochen wurde und das Schreiben an Meister *** eben abgegangen war, hatte Baron Y. im Archive nach einer ältern Urkunde zu suchen, von der er glaubte, daß sie über ein Pertinenzstück des Schloßgutes, dessen Eigenthumsrecht von einem Nachbar bestritten wurde, Auskunft geben werde. Der Baron war so glücklich, die Urkunde zu finden, und mit ihr in deren Inhalte die Bestätigung seines Besitzrechtes an jenem Pertinenzstück festgestellt zu sehen. Noch glücklicher machte ihn aber ein anderer Fund! Bei dem Kramen in den alten Pergamenten, in Diplomen, alten Schloßrechnungen und anderen

Scharteken fiel ihm mit einem Male am Boden einer tiefen Schublade ein vergilbtes, mehrfach gebrochenes und ganz zerknittertes Papier in die Hand; und als er es auseinander gelegt, etwas geglättet und vom Staube gereinigt hatte, was erblickte da sein Auge? Frohlockend sprang er die Treppe hinab, und stürmte mehr, als daß er ging, in's Gemach seiner Gemahlin. „Sieh' her, liebe Agnes," rief er aus, „was ich gefunden habe! Nun ist unser Baustreit zu Ende! Da hast Du ein Bild von der Burg, wie sie vor einem halben Jahrtausend gewesen ist." Es war die oben erwähnte Zeichnung und Beschreibung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, die der Baron gefunden hatte. Auch der jungen Burgfrau gefiel die Gestaltung des Schloßäußern, wie der perspectivesche Riß sie darstellte. Man kam aber überein, da des Meisters *** in —— Unterstützung nun einmal in Anspruch genommen worden war, ihm auch diese Zeichnung zugehen zu lassen und ihn um sein Gutachten zu bitten. Statt einer Antwort kam Meister *** in eigener Person, zugleich mit einer Reinzeichnung des alten Dokumentes, worin er einige Abänderungen angebracht hatte, die Baron Y. und seine Gemahlin als wesentliche Verschönerungen und Verbesserungen aner=

kennen mußten. Aber auch der Meister erkannte mehrere Bemerkungen des Barons als richtig an. Nachdem man in der Hauptsache einig war, so übernahm es Meister ***, die für die Bauausführung erforderlichen besonderen Zeichnungen von einem seiner Schüler ausführen zu lassen, und als auch diese vollendet vorlagen, gab er dem Werkmeister, der den Bau übernommen hatte, die nöthige Anleitung zu seinem Verhalten.

Das ist die kurzgefaßte Geschichte vom Restaurationsbau der Burg — —, die in ihrem mittelalterlichen Gewande das prächtigste unter den vielen Bergschlössern dieses Landes ist. Auch die innere Einrichtung, die Eintheilung der Säle und Gemächer und der Wirthschaftsräume, die Ausschmückung der Zimmer, die Form des Hausgeräthes, Alles ist nach des Bauherrn und des Baumeisters gemeinschaftlich erdachten Angaben; sie haben es geistvoll und kunstgerecht verstanden, das moderne Bedürfniß mit den mittelalterlichen Formen in Einklang zu bringen.

Die Burgfrau hatte mich in den Büchersaal — verwiesen; ich ging hin, mir Lectüre zu holen. Stille herrschte rings umher. In keinem der anstoßenden Räume hört' ich Geräusch. Ich wußte, daß neben dem Büchersaal ein trauliches Cabinet

der Burgfrau war, in das sie mich nur erst ein Mal geführt hatte; nur einen Augenblick hatt' ich darin verweilen dürfen. Neugierig, es näher zu betrachten, öffnete ich leise die Flügelthür. Wie wurd' ich überrascht! Alles darin war geschmackvolle Pracht, aber auch Alles darin athmete Ueppigkeit, Wohllust, — ja Wollust! Alle Sinne wurden in Anspruch genommen, keiner ausgeschlossen: eine große, aufrecht stehende Spieluhr flötete ein, das Ohr kitzelndes Adagio aus A-moll; auf einem Tabouret vor einem der schwellenden Ruhebetten war für den Geschmackssinn gesorgt durch ein lockendes, leckeres Frühstück der feinsten kalten Speisen, mit mehreren Krystall-Caraffen voll des süßesten Chios-Nectars von Mesta und des Samos-Muscat von Cora! Also Rebensaft aus Hellas soll das Opfer würzen, das man hier der Venus-Cythere darbringen will? Wie aber, dacht' ich weiter, wie vertragen sich damit jene grünen, schmutzigen Fläschen, die das Etiquett aus heiligem Lande tragen, eine Flasche Patriarchatweins von Nazareth, eine Flasche Oelberger von Jerusalem? Will der entartete Diener der Kirche, der nichtswürdige Pfaff, sich mit diesen Weinen des heiligen Landes berauschen, um, eingedenk seiner Priesterpflicht und seines Gelübdes, im Rausche bei ausschweifender Einbildungskraft sich

vorzuspiegeln, er begehe keine Sünde? Die köstlichsten Wohlgerüche, wie sie nur die ausgesuchtesten der Pariser Parfümerien verbreiten können, schwammen in der Luft dieses Boudoirs, dessen Wände überall mit Spiegeln verkleidet sind, die auf allen Seiten ein Deckengemälde zurückwerfen, welches in den lebhaftesten Farben das innigste Verhältniß zwischen Mann und Weib, Beide mit den üppigsten Formen und in wollüstigster Lage, darstellte. Ein magisches Licht beleuchtete den Raum. Es fällt durch ein einziges Fenster, das mit Glasgemälden der lascivesten Gattung von oben bis unten bedeckt ist.

Von Reizmitteln zum übertriebensten Sinnengenusse, wie sie hier auf alle, alle Sinne wirkten, hatt' ich bis dahin keinen Begriff.

Stand hier der Altar, auf dem Baron Gustav Y. und seine junge Gemahlin, das reizende Weib, dem Gotte Hymen ihre Opfer darbrachten?

Sicherlich!

Baron Gustav war, so wurde mir erzählt, ein Freund der schönen Künste gewesen, ein Kunstkenner und selbst ausübender Künstler in der Malerei; sein Erfassen des Schönen zeigte sich auch überall im Schlosse, in der Architektur und Ornamentik, wie in der Möblirung und der Aus-

schmückung mit Gemälden und Skulpturen. Die Bilder gehören alle den neueren Schulen an, der Münchener und der Düsseldorfer. Bei allen diesen Bildern, und eben so bei den plastischen Kunstwerken, davon ein jedes nach den Regeln der Aesthetik an seiner rechten Stelle aufgestellt ist, herrscht das Nackte vor.

War bei dieser Richtung seines Kunstsinns und Kunstgeschmacks die Vermuthung nicht Gewißheit, daß er jenes Gemach seinen ehelichen Freuden geweiht hatte?

Und jetzt! Jetzt sollte derselbe Raum von einem verbrecherischen Priester entweiht werden, von einem niederträchtigen Pfaffen, der sein Beichtkind vom Pfade der Tugend in die Bahn des Lasters geschleudert hatte! Oder sollt' ich mich getäuscht, geirrt, sollt' ich nicht recht gehört haben? Sollten die Vorbereitungen in diesem Gemach zum Empfang eines Zweiten ein Blendwerk sein?

Ich beschloß, mir Gewißheit zu verschaffen. Ich schlich auf dem weichen Teppich — alle Säle und Zimmer der Burg sind mit den kostbarsten Teppichen belegt, — in den Büchersaal zurück. Ich schloß die Thür nicht, ich lehnte sie nur an. Rasch nahm ich ein Paar Bücher und eilte auf mein Zimmer.

Als ich glaubte, es werde Zeit sein, begab ich mich auf den Anstand.

Wie ich vermuthet, so traf es ein, die Thür zum Boudoir war nicht geschlossen worden, mein Ohr konnte ungehindert Jagd machen.

Meine Gladiatoren waren in der Arena; war der Hauptkampf schon vorüber, oder sollt' er erst beginnen? ich wußt' es nicht. Ich hörte die Gläser klingen.

Stoß' an auf Mathildens Wohl! sprach der Pfarrer. In der That, die Kleine wird von Tag zu Tag hübscher, ihre Brüste schwellen und runden sich, um die Hand eines ehrbaren Paters füllen zu können; ihr Auge hat eine Lebhaftigkeit, welche das Feuer ihres Temperaments nicht im Mindesten verleugnet; der kleine Schelm ist damit im hohen Grade begabt. Denke Dir, liebe Agnes, die Erlaubniß, welche ich Mathilden ertheilt habe, sich des ihr angerathenen Mittels zu bedienen, wird von ihr alle Tage wenigstens ein Mal benutzt. Das Mittel muß ihr große Erleichterung verschaffen. Nicht wahr, bin ich nicht ein eben so gescheidter Arzt als gelehriger und williger Beichtvater, ich hab' ihr Leib und Seele geheilt!

Also auch dieses Lamm, das so unbefangen

thut, das die Unschuld selbst zu sein scheint, ist schon von den Klauen dieses Teufels gepackt worden! So dacht' ich, indeß die Baronin mit den Worten einfiel: —

Wirst Du denn endlich aufhören von Deiner Mathilde zu plaudern? Bist Du hergekommen, um mich von ihren schönen Augen, von ihrem Temperament zu unterhalten? Fast möcht' ich argwöhnen, mein lustiger Herr, daß Sie wol Lust hätten, der Kleinen die geringe Mühe abzunehmen, die sie beim Gebrauch Ihrer Arznei aufwenden muß. Nun, mein geliebter Freund, ich bin, wie Du weißt, eine gute Prinzessin, Deine nachsichtsvolle Regentin, ich würde Nichts dagegen haben, wenn Du selbst der kleinen Patientin das verordnete Mittel eingeben wolltest, säh' ich dabei nicht Gefahr für Dich selber. Mathilde hat Geist, aber sie ist noch zu jung und hat zu wenig Weltkenntniß, um es wagen zu dürfen, ihr zu vertrauen. Ihre Wißbegierde kennt keine Gränzen. Mit der Zeit läßt sich aus ihr was Gediegenes, was Vortreffliches machen; und ohne die Bedenken, die ich so eben genannt habe, würd' ich nicht einen Augenblick anstehen, Dir vorzuschlagen, Mathilde zur Partnerin unserer Amouretten in den Bund aufzunehmen; denn — das wirst Du mir zu-

geben, — Thorheit ist, auf seine Freunde neidisch oder eifersüchtig zu sein, so lange ihr Glück das unsrige nicht beeinträchtigt.

Da hast Du ganz recht, Angebetete! Neid und Eifersucht sind zwei Leidenschaften, welche unnützer Weise alle Die quälen, welche nicht geboren sind, um denken zu lernen. Man muß jedoch zwischen Neid und Eifersucht einen Unterschied machen. Der Neid ist eine Leidenschaft, — dem Menschen angeboren; der Neid ist ein Theil seines Seins, seines Denkens, seines ganzen Wesens; schon das Kind in der Wiege ist neidisch auf das, was man seinem Gleichen giebt. Nur durch Erziehung können wir die Wirkungen dieser, aus den Händen der Natur empfangenen, Leidenschaft mildern, sie mäßigen.

Anders, fuhr der Pfarrer fort, steht es um die Eifersucht, wenn sie bei Liebesfreuden in's Spiel kommt. Diese Leidenschaft entspringt aus unserer Eigenliebe, aber auch aus Vorurtheilen. Giebt es nicht ganze Nationen, bei denen die Männer den einkehrenden Gästen ihre Weiber zum Genuß anbieten, wie wir den unsrigen den besten Wein unsers Kellers vorsetzen, — wie Figura zeigt, welch' feuriges Gewächs hast Du, Theure, aufpflanzen lassen! Einer von jenen Insulanern

liebkost den fremden Gast, der in den Armen seines Weibes geschwelgt hat: seine Nachbarn klatschen ihm Beifall zu, wünschen ihm Glück. Ein Deutscher in ähnlichem Falle mault, zürnt, brauset auf: Jedermann zeigt mit den Fingern auf ihn und spottet seiner. Ein Perser erdolcht den Buhlen und die Buhlerin, und alle Welt schreit bei diesem Doppelmord: Das war recht, das war brav!

Es leuchtet Dir also wol ein, schöne Agnes, daß die Eifersucht nicht eine Leidenschaft ist, die uns die Natur in's Herz gelegt hat; die Erziehung ist es, und landläufige Vorurtheile sind es, von denen sie hervorgerufen wird. Wie die Erziehung des weiblichen Geschlechts nun einmal ist, die häusliche sowol als die öffentliche in sogenannten Pensionaten und Töchterschulen für höhere Stände, das junge Mädchen nimmt durch Lesen und durch Hörensagen die Vorstellung in seine Seele auf: es sei eine Kränkung, eine Demüthigung für sie, wenn der Geliebte ihr die Treue bricht; dem jungen Manne redet man ein, eine ungetreue Gebieterin, ein treuloses Eheweib beleidige das Selbstgefühl, entehre den Liebhaber oder den Gemahl. Aus diesen, gleichsam mit der Muttermilch eingesogenen Grundsätzen entspringt die Eifersucht, dieses monströse Scheusal, das die Sterblichen mar-

tert, um Nichts und wieder Nichts, wegen eines Uebels, dem alles Wirkliche, alles Thatsächliche abgeht.

Wir müssen jedoch, fuhr der Pfarrer fort, einen Unterschied machen zwischen Unbeständigkeit und Untreue. Ich liebe ein Weib, von dem ich wieder geliebt werde; seine Denkungs-, seine Gefühlsart stimmt mit der meinigen überein; seine Gestalt, der Genuß seiner Umarmungen macht mein Glück aus; plötzlich verläßt mich das Weib, für das ich schwärmte: hier ist der Schmerz, den ich empfinde, nicht die Wirkung des Vorurtheils, er ist vielmehr ein vernünftiger, ein berechtigter, denn ich gehe eines wirklichen Guts verlustig, ich büße eine zur Gewohnheit gewordene Ergötzung ein, von der ich noch nicht weiß, ob ich im Stande sein werde, sie mit all' ihren Annehmlichkeiten zu ersetzen. Dagegen eine vorübergehende Untreue, die nur das Werk ist augenblicklicher Lüsternheit, oder des Temperaments, zuweilen ein Ausfluß der Dankbarkeit, oder eines zärtlichen Herzens, das für den Schmerz oder das Vergnügen eines Andern Mitgefühl empfindet, was für Folgen, was für Nachtheile könnten daraus entstehen? Wahrlich und wahrhaftig, was man auch sagen möge, derjenige, der sich über

das, was man mit Recht einen Degenstoß in's Wasser nennt, der sich über eine Sache, die uns weder Gutes, noch Böses thut, grämt und härmt, tobt und lärmt, mit dem ist's unterm Scheitel nicht ganz in Ordnung.

Ach! ich merke, unterbrach die Burgfrau den Sprecher, Du, Bösewicht, willst mir ganz leise, ganz unmerklich beibringen, daß Du, sei es zur Befriedigung eigener Lust, oder um Mathilden Vergnügen zu verschaffen, der Mann dazu bist, ihr eine kleine liebenswürdige Lection zu geben, die, wie Du meinst, mir weder Gutes, noch Böses anthun könne. Immerhin! fuhr sie fort, ich habe Nichts dagegen, ich willige ein, lieb' ich doch Euch alle Beide; Du wirst das Eine und Andere bei einem Probestück gewinnen, bei dem ich Nichts einbüßen kann: warum sollt' ich mich ihm widersetzen? Würd' ich darüber unruhig sein, so hättest Du vollkommen Recht zu mir zu sagen, „Du liebst nur Dich," ich würde selbstsüchtig nur mein selbsteigenes Vergnügen lieben, statt das Deinige zu fördern, das Du durch den Genuß einer Andern vermehren und erhöhen kannst. Ich sehe das nur als ein zufälliges Begegniß an, das mir Deine Liebe in ihrer menschlich gebotenen Entwickelung nicht rauben kann. Also mögest Du,

lieber Freund, ohne besorgen zu dürfen, mir zu mißfallen, immerhin Dein Bestes thun, Mathilden die Zeit zu vertreiben und sie zu ergötzen; das wird dem armen Kinde wohl thun; allein, ich wiederhol' es, nimm Dich in Acht, — ne soyez pas imprudent, mon tendre égrillard!

Was schwatzest Du da für dummes Zeug! nahm der Pfarrer das Wort. Ich schwöre Dir, mein Engel, ich denke gar nicht an Mathilde. Ich habe Dir nur ganz einfach den Mechanismus erklären wollen, vermöge dessen die Natur......

Lassen wir das! unterbrach ihn die Burgfrau, trink' lieber ein paar Gläser dieses feurigen und doch so lieblichen Nectars von Chios. Setze Dich zu mir, Franz, und laß mich auch süßen Nectar schlürfen — von Deinen Lippen, Du Lieber!

Ich hörte eine Bewegung: offenbar ließ sich der Pfarrer auf das Ruhebett nieder. Ich hörte — oder täuschte mich mein Ohr? nein, es irrte nicht, es hörte — Küsse, laute Küsse.

Noch einen, Du Lieber, seufzte sie; und noch einen, ach! hör' nicht auf! Aber, was machst Du da, Du Schelm?

Bisher war nur mein Ohr Zeuge dieser Scene gewesen. Sollte sich auch das Auge einweihen in die Mysterien? Warum nicht! antwortete eine

Stimme in meinem Innern. Larifari! Wer A gesagt hat, muß auch B sagen. Doch zauderte ich noch. Während dessen verstummten die Beiden, aber ich vernahm Geräusch, es klang wie das Rauschen eines Seidenstoffes, der niedergelegt wird. Ich schlich an die Thür. Die Spalte gewährte mir den freiesten Blick auf's Ruhebett, vor dem das Tabouret verschwunden war. Was sah mein Auge? Das Runde und Weiche gepaart mit Eckigem und Markigem, ein Weib in üppigster Hingebung, mit Armen, die ich niemals schöner sah, den Mann umschlingend, der mit voller Kraft gewährte. Ich sah,..... doch ich schweige! Ich schlich auf meinen vorigen Posten zurück. Und was hörte mein Ohr?..... ich schweige!

Mittag schlug es auf der Uhr des höchsten Schloßthurms. Ich war auf meinem Zimmer. Eine klare Sonne beschien den bunten Teppich, auch noch den untern Theil der Wände, die in Menschenhöhe mit französischen Kupferstichen geschmückt sind, Schildereien, alle im Geschmack des Restaurators dieses Schlosses, des Barons Gustav Y. Ich trat an's Fenster.

O, wie ruhig lag die Welt da, die große, die schöne, die starre und empfindungslose Schöpfung Gottes. Balsam goß ihr Anblick in meine auf-

geregte, in meine empörte Seele, zerdrückt, ja zermalmt von den Eindrücken, die sie willenlos empfangen! Doch was sag' ich! Willenlos? Nein, nicht willenlos war es; der freieste Wille, die festeste Absicht führte und bannte mich an den Schauplatz, wo mir Gottes edelstes Geschöpf, das hochmüthig genug ist, sich sein Ebenbild zu nennen, in viehischer Niedrigkeit und einem nervenüberreizten Sinnengenusse vor das Bewußtsein trat, der das Höhere im Menschen, das Geistige, im Kothe wälzt, nur moralischen Unrath hinterlassend. Magisch, zauberisch ist jenes Gemach, in ihm herrscht ein vollendetes Ebenmaß des Schönen. Und dennoch, was ist es anders, als — ein abscheuliches, ein schmutziges, ein stinkendes Loch!

In diese Oede und Wildheit der menschlichen Natur zu blicken, — oder ist's Verwilderung ursprünglicher Zahmheit und Sanftmuth? — sind solche Blicke nicht trostlos für Einen, der da wallfahrtet auf der dornenvollen Bahn zur Ruhe und Hoffnung, wie der ewige Jude die Welt durchrennt mit Peter Schlemihl'schen Stiefeln, ohne Rast, aber auch ohne das Ziel zu erreichen!

Oder, hat der Burgpfaff doch recht mit seiner verwünschten Philosophie, mit seiner schmeichelnden Erklärung von Gott und Natur?

9.

In der Nacht vom 9. auf den 10.

Der Baron kam um zwei Uhr nach Hause. Seinen Freund *** hatte er getroffen, dieser aber ihn nicht eingeladen, über Tisch bei ihm zu bleiben, was an der Tafel zu allerlei Scherzen Anlaß gab, bei denen es die Burgfrau an prickelndem und sprudelndem Witz nicht fehlen ließ. Der Oheim mußte oft herzlich lachen, und auch ich verzog dann und wann die Mundwinkel zum Lächeln, wie ernst, ja wie wehmüthig ich auch gestimmt war.

Ist das Natur, fragt' ich mich in Gedanken, oder ist's heillose Verstellung. Wie ist's möglich, daß zwei Extreme, die entgegengesetzten Pole, so nahe bei einander liegen können; in diesem weiblichen Menschen übte, vor kaum zwei Stunden, das Fleisch seine vollendetste Tyrannenmacht aus, und jetzt steht derselbe Mensch unter der Herrschaft des Geistes, wie selten bei einem Weibe, wie nur bei den Auserwähltesten des andern Geschlechts. O, dacht' ich, in den Sprüchwörtern liegt doch ein tiefer Sinn! Hier zeigt's sich recht, wie wahr das Sprüchwort ist: Les extrêmes se touchent!

Der Pfaff war nicht bei der Tafel, der sonst tägliche Tischgenosse. Ich überwand den innern Widerwillen, und fragte, warum er fehle?

Der Herr Pfarrer, erwiderte die Baronin, war, wie Sie wissen, Vormittags im Schloß, meinen Wunsch wegen Ertheilung von Rathschlägen in einer wichtigen Angelegenheit zu erfüllen. O, er ist immer so gefällig! Sein Hiersein hat ihn von der Verrichtung unaufschiebbarer Amtshandlungen abgehalten. Das Versäumte holt er eben jetzt nach. Das ist die Ursache, daß Sie, lieber Freund, den Herrn Pfarrer heute nicht unter uns sehen. Es ist ein Verlust für uns Frauen, — die Schlange blickte auf Mathilde; — und wir, insbesondere ich, fühlen das um so mehr, als unser sonst so liebenswürdiger Gast — sie blickte mich an — seit einigen Tagen so schweigsam ist, oder wenn ich es beim rechten Namen nennen soll, mon cher ami — vous êtes de très-mauvaise humeur depuis quelques jours! Qu'est-ce que vous avez — donc?

Weil ich keine Antwort gab, fuhr sie fort: — Der Pfarrer ist gleichsam unser Hausgenosse. Seit dem Tode meines Mannes hat er mir in allen Stücken mit Rath treu zur Seite gestanden.

In allen? fragt' ich so ruhig als möglich.

Ja, in allen, erwiderte sie mit großer Unbe-

fangenheit. Seine Gesellschaft ist uns unentbehrlich geworden, seine geistreichen Gespräche sind eben so belehrend als unterhaltend. Wir Frauen lernen viel von ihm. Auch der Oheim unterhält sich gern mit ihm. Anfangs, in der ersten Zeit, als er hier auf die Pfarre gekommen war, wollte der Umgang zwischen beiden Herren nicht recht in Zug kommen, ist's nicht so, lieber Ohm?

Ja, so ist es, liebe Agnes; und das kam daher, weil ich den jungen Mann für einen Freidenker hielt. Was mich anbelangt, so gehör' ich nicht zu Denen, die alle Tage in die Messe laufen, den Rosenkranz vorschriftsmäßig betend ableiern, an Prozessionen und Wallfahrten plärrend und heulend Theil nehmen, und wie der Schnickschnack nur immer heißen mag, das weiß Gott und alle Welt, die mich kennt; anders ist es mit einem Priester der Kirche; der darf, so lange die Dogmen, die Satzungen und Institutionen der Kirche, wie sie im Verlauf von beinahe zweitausend Jahren ausgesponnen worden sind, Gültigkeit behalten, der darf, sag' ich, nicht denken, wie er will, nicht glauben, was er will; streng muß er fest halten an dem, was die Kirche lehrt, befiehlt, anordnet; es sei denn, daß ihm Gott die Kraft verliehen habe, ein Reformator zu werden. Und weil ich

ihm diese Kraft nicht zutraute, nicht zutrauen konnte, so war mir sein Geschwätz von Aberglauben und Freiheit des Denkens, mit dem er Miene machte, in unserm Hause aufzutreten — fatal, ja widerlich. Ich horchte im Dorfe umher, auch in den eingepfarrten Ortschaften, ob der junge Mann es sich etwa herausnehme, seine Ideen auch unter die Leute zu bringen; aber, Gott sei Dank, ich habe davon keine Spur gefunden. Als Stellvertreter der Patronin der Kirche, der hier anwesenden „ehrsamen Burgfrau," wie der Pfarrer Dich, liebe Agnes, zu nennen pflegt, hielt ich es doch für meine Pflicht, den jungen Herrn in wohlwollenden Ausdrücken aufmerksam zu machen, in seinem eigenen, wie im Interesse unseres biedern Bergvolkes, das in der religiösen Bildung nur erst auf dem Formalitäten-Kram der Kirche steht. Da kam ich aber schön an; der Herr Pfarrer nahm seine Amtsmiene an und setzte sich gar auf's hohe Pferd. Ich überschritte, meinte er, erstens die Gränzen der Patronatsrechte, da er in Lehrsachen nur seinen geistlichen Oberen Rechenschaft zu geben schuldig sei, und zweitens begreife er es nicht, wie ich dazu käme, ihn für einen Freidenker zu halten, er dächte nicht daran, frei denken zu wollen. Wenn er im Schlosse dann und wann

wol Etwas geäußert, was geeignet gewesen wäre, meinen Verdacht zu wecken, so sei das nur ein historisches Einschiebsel gewesen, um anzugeben, daß es Leute gebe, welche derlei freie Ideen gar gern in die Welt bringen möchten. Er aber habe jedesmal, wenn darauf die Rede gekommen, die Bestrebungen jener Leute vom Standpunkte der Kirche beleuchtet. Das Zeugniß würd' ich ihm doch geben müssen, und die gnädige Frau Baronin nicht minder. An der Beleuchtung freilich hatte er es nicht fehlen lassen, nun ja, das geb' ich zu; allein er hat seine Priesterpflicht unerfüllt gelassen, und die gebot ihm, die Freidenkschaft zu verdammen, selbst in unserm Gesellschaftskreise.

Aber, lieber Ohm, wandte die Burgfrau ein, Du hast die besondere Liebhaberei, auf alte Geschichten zurückzukommen. Was kann das unsern werthen Gast interessiren? Gar nicht, sollt' ich meinen. Später hast Du ja doch die Ueberzeugung gewonnen, Du habest Dich damals geirrt, mit der Freidenkerei des Pfarrers — oder Freidenkschaft, wie Du da komischer Weise ein neues, übelklingendes Wort bildest — sei mir wegen dieser Bemerkung nicht gram — sei es Nichts, und er stehe unverrückt auf dem rechten und festen Boden unserer Kirche, der niemals wanken wird.

Die „alte Geschichte," schaltete ich ein, interessirt mich doch, gnädige Frau, mehr als Sie voraussetzen.

Wie so denn das? fragte sie.

Erlaube, liebe Nichte, eine Zwischenbemerkung. Wenn Du meinst, der Boden unserer Kirche werde niemals wanken, so ist das eine Redensart! Du weißt sehr gut, daß ich unserer Kirche von Herzen zugethan bin, anderer Seits weißt Du aber eben so gut, daß jeder Köhlerglaube, der die Thatsachen der Geschichte zu verleugnen die Keckheit hat, mir im Innersten der Seele zuwider ist. Im Uebrigen merk' ich Deine Absicht sehr wohl, Du wolltest mit Deinem nie wankenden Boden der Kirche, worunter Du nur ihre Satzungen und Ceremonien verstanden haben kannst, unserm Gespräch eine andere Richtung geben, und unsern Herrn Pfarrer aus dem Spiele bringen. Ist's nicht so? — Der Baron sah mich lächelnd an.

Nicht doch, theuerster Ohm; ich bleibe gern bei diesem Thema. Erlaube daher, daß auch ich Dich an „Thatsachen der Geschichte" erinnere, die in dem engen Kreise unseres Hauses vorgegangen, einen Beitrag zur — Weltgeschichte zu liefern im Stande sein können.

Ha, ha, ha, lachte der Baron, da hast Du einen

baroquen Einfall! Unser Haus, unser Pfarrer, sie sollten sich einen Namen in der Geschichte erwerben!

Können Sie die Möglichkeit ableugnen? Angenommen, der Pfarrer hätte wirklich die freie Geistesrichtung in theologischen und kirchlichen Dingen, die Sie, lieber Ohm, Anfangs bei ihm vorausgesetzt haben, läßt es sich da nicht denken, daß gerade er von Gott dazu berufen sei, in unserer Zeit ein zweiter Luther zu sein?

In der Welt ist Alles möglich; aber ich bestreite entschieden die Wahrscheinlichkeit Deiner Voraussetzung, die nur Deine, mir zwar wohlbekannte, aber unbegreifliche Vorliebe für den Pfarrer einer zu lebhaften Einbildungskraft vorgespiegelt haben kann. Zu einem Reformator fehlt ihm, ich hab' es schon vorher gesagt, all' das — Zeug, was nur Gott verleihen kann: Charakter, Energie, unbeugsamer Wille, unwandelbarer Rechtssinn, und noch viel Anderes, was nicht erlernt werden kann; und gelernt hat der Pfarrer viel, das räum' ich gern ein, sein Kopf ist vollgepfropft von Kenntnissen aller Art; aber mit Kenntnissen, wie nützlich sie auch dabei sind, macht man keine Kirchen-Reformation, mit seiner militairischen Gelehrsamkeit allein hat ein Heerführer noch nie

eine Schlacht gewonnen, und beispielsweise wissen wir Alten uns recht gut zu erinnern, daß Napoleon Bonaparte, als er den 18. Brümaire machte, ein Offizier war, von dessen Wissen Kenntnißreichere unter seinen Kameraden eben nicht viel Wesens zu machen wußten.

Sie sprachen, lieber Ohm, das Wort Rechtssinn aus und meinten: unverrückbarer Sinn für's Recht sei eine der Haupteigenschaften, die ein Reformator besitzen müsse.

Allerdings mein' ich es so.

Ich will aber doch nicht hoffen, daß Sie unserm Pfarrer den Sinn für Recht abzusprechen gedenken; das würde mich sehr betrüben.

Daran hab' ich eben jetzt nicht gedacht; allein, da Du, liebe Nichte, mich auf diesen Punkt bringst, so darf ich doch hier im engen Familienkreise, selbst in Gegenwart unseres werthen Gastes, leise Zweifel über diesen Punkt aussprechen; denn ich habe mehr als eine Wahrnehmung auf meiner Seite, die mich bedenklich macht; um es rund heraus zu sagen: ich glaube, daß der wahre, der echte Sinn für Recht, für Rechtthun und Rechthandeln im Herzen des Pfarrers nicht seinen Thron aufgeschlagen hat.

Das wäre ja entsetzlich! rief die Burgfrau

aus. Sie war etwas erbleicht, und warf einen forschenden Blick auf mich. Darf ich Dich, lieber Oheim, um eine nähere Erklärung bitten?

Ein ander Mal, liebes Kind! Ich werde Dir Alles erzählen, was ich von — Deinem Herrn Pfarrer weiß, — was ich selbst gesehen, selbst gehört habe. Und ich glaube mir zutrauen zu dürfen, daß beide Sinne, der Gesichts- sowol als der Hörsinn, bei mir noch in ganz gutem Stande sind, Gott sei Dank! Meinst Du nicht auch, liebe Agnes?

Ja, verehrter Oheim; Gott hat das Füllhorn seiner Gnade über Dich ausgeschüttet, daß er in seiner Allmacht und Allgüte Dich bewahret hat vor den gewöhnlichen Gebrechen des Alters, daß er Dich vor der Schwächung der zwei wichtigsten Sinne geschützt hat. Aber verzeihe, daß ich wiederholt auf den Pfarrer zurückkomme. Ich kann mich über Das, was Du gesagt hast, nicht zufrieden geben, und bitte Dich noch ein Mal um Mittheilung Deiner Wahrnehmungen.

Und ich wiederhole: Ein anderes Mal! Ernst war des Barons Ton und eben so ernst sein Gesicht.

Sei es, — ich bescheide mich! Ich geb' es Dir anheim, wann Du es für angemessen findest, mir die so dringend gewünschte Aufklärung zu

geben. Was Du mir aber einräumen mußt und — wirst, weil im ganzen .....Thale von oben bis unten darüber nur Eine Stimme herrscht, das ist, daß unser Pfarrer ein Geistlicher ist, dem das Seelenheil seiner Gemeinde und eben so ihre irdische Wohlfahrt tief in's Herz gedrungen und darin verwachsen ist. Wie geht er nicht den einzelnen Gliedern der Gemeinde mit Rath, auch mit der That an die Hand, wenn es sich um wirthschaftliche und um weltliche Dinge im Verkehr mit den Gerichts- und den Verwaltungs-Bedienten des Aerariums handelt. Ganz im Stillen eilt er in die Hütte des Armen und unterstützt ihn, so weit seine Kräfte reichen. Und wie mild beurtheilt er im Beichtstuhl den reuigen Sünder, wie spricht er auf der Kanzel so eindringlich zu den Herzen; wer versteht es wie er die Heilslehren unserer Religion auch dem schwächsten Begriffsvermögen klar und deutlich zu machen, und ihre Anwendung auf das bürgerliche Leben auseinander zu setzen; und wie ist doch dabei sein Vortrag dem Priesteramte angemessen, so salbungsvoll!

Der Baron schickte sich an, diese aus so schönem, und doch so sündigem Munde fließende gewandte Schutzrede zu beantworten. Ich fiel ihm

in's Wort. Ein — toller Gedanke ging mir durch den Kopf, eine Erinnerung von 1817; ich konnte sie nicht für mich behalten.

Verzeihung, Baron, daß ich so — impoli bin, Ihnen das Wort — abzuschneiden. Es fällt mir da eben auch eine „alte Geschichte" ein, eine Anekdote, die ich zum Besten geben möchte, wenn ich die Erlaubniß dazu erhalte. Insonderheit muß ich mir diese von Ihnen, meine gnädige Frau, erbitten.

Die Burgfrau wollte sprechen. Ich fuhr fort:

Noch nicht, ehrsame Burgfrau, — darf ich mich sonst mit Ihrem Seel — — Sorger dieser Titulatur bedienen. Geben Sie die Erlaubniß noch nicht. Hören Sie erst. Meine Anekdote klingt etwas derb, und darum muß ich fürchten, daß sie in zartem Frauen-Ohr einen Mißklang verursacht.

Das lassen Sie sich nicht kümmern. Wir hier zu Lande können schon etwas Derbes vertragen. Sind wir doch selbst etwas derb, der Eine mehr, der Andere minder. Haben Sie selbst das nicht schon gesagt? Also, lassen Sie hören!

Wohlan denn, — aber ich bitte noch um ein Zweites, um die Erlaubniß, etwas umständlich sein zu dürfen.

Auch diese Bitte sei gewährt, wenn nur der Schluß der Anekdote piquant ist.

Ich begann.

Es sind nun vierzig und einige Jahre her, es war bald nach Beendigung der Befreiungskriege, da fing es in Norddeutschland an zu rumoren auf einem andern Gebiete. Statt sich des Friedens zu freuen und Gott dafür zu danken, daß er ihn der Welt endlich wieder bescheert, stritten sich die Leute um — Gottes Willen. Es war das Gebiet der protestantischen Kirche, auf dem dieser Kampf sich entzündete. Und er ist seitdem im Gange geblieben; zum Frieden ist's nicht gekommen, im Gegentheil, je länger der Krieg, desto erbitterter die Art, wie er geführt wird. Ich erinnere mich nicht mehr recht, ob es ein Geistlicher oder ein Laie war, der den Streit anfing über die Frage, ob der protestantische Christ genug thue, wenn er allein an die Bibel glaube, oder ob er auch zur Befestigung seines Glaubens die Bücher zur Hand nehmen müsse, welche die Geistlichen symbolische Bücher nennen. Das war des Pudels Kern! Versteht sich, daß auch noch andere Sachen zur Sprache kamen, wie das bei derartigen Streitigkeiten nicht ausbleibt; damals hielt man sie für Nebendinge, jetzt aber sind sie

zur Hauptsache geworden und in den Vordergrund getreten. Man nannte diesen erneuerten Glaubenskrieg von Seiten der Leute, die ihn angefangen hatten, „Ermahnung des christlichen Bewußtseins!“ Die Gegner sprachen von „Reaction,“ „Verkennung der Berechtigung des menschlichen Geistes,“ und dergleichen mehr. Die Waffen in diesem Kriege waren, — und Gott sei es gedankt, daß es bis jetzt dabei geblieben ist — das Wort und die Schrift, der Mund und die Feder; der Schauplatz: die Kanzel, der Salon, die Studirstube, die Kneipe!

Aber, Geehrtester, unterbrach mich die Burgfrau, die Einleitung zu Ihrer Anekdote ist doch zu lang und — nehmen Sie's mir nicht übel, langweilig: eine kritische Geschichte der Glaubensstreitigkeiten bei den Akatholiken könnten Sie uns wol ersparen. — Ein gewisser Hohn lag in ihrer Sprache.

Halt! dacht' ich, ich werde Dir schon eine Pille eingeben. — Sie rühmten vorher, meine gnädige Frau, den Herrn Pfarrer wegen seines Vortrages, den Sie salbungsvoll nannten!

Allerdings that ich das, und mit der vollständigsten Berechtigung.

Auf dieses Wort, fuhr ich fort, läuft nun

aber meine ganze Anekdote hinaus. Damals, also vor vierzig Jahren, lebte in einer großen Stadt Norddeutschlands ein Gelehrter, Philolog von Fach, der nicht allein wegen seiner tiefen Kenntniß des Alterthums und dessen Sprachen berühmt war, sondern auch wegen seiner beißenden Spötterei in freiem Witz, in Laune und Scherz, dem er überall freien Lauf ließ; Niemand wurde mit Stichelworten verschont, wenn sie verdient waren, muß ich hinzusetzen.

Da ist ja, schaltete die Burgfrau ein, Ihr berühmter Philolog ein rechtes — Lästermaul gewesen, vor dem sich die Leute zu hüten hatten.

So war es, meine Gnädigste, die Pygmäen an Geist und die Zwerge an — Rechtssinn, — das letzte Wort sprach ich sehr gedehnt, — hatten ihn am meisten zu fürchten; sie waren es denn auch, die — wie Sie vorher richtig vermutheten, — die ihn nicht anders als das philologische Lästermaul nannten! Ganz besonders hatte er die neueren Theologen auf's Korn genommen, welche Kanzel und Druckschrift als Tummelplatz ihres fanatischen Tobens gegen die denkenden Christen, die von ihnen Ungläubige im Höllenpfuhl, und dergleichen mehr genannt wurden, benutzten, und so die heilige Stätte, die dem guten Christen Ehrfurcht einflößt, mit Schmähreden beschmutzten.

Das ist das Unheil der Protestanten, fiel der Baron ein, daß ihre Theologen nicht Maß und Ziel kennen, daß sie keinen Ruhepunkt finden können, von dem es heißt, bis hierher und nicht weiter, sie werden so lange protestiren, bis sie sich und ihre Kirche todt protestirt haben!

Ich möchte, lieber Baron, nicht geneigt sein, mich dieser Ansicht anzuschließen: Der Protestantismus ist, nach meiner unvorgreiflichen Meinung, in die Welt gekommen, ausschließlich zu dem Endzweck, nach der Wahrheit zu forschen, oder vielmehr die Wahrheit wiederherzustellen, die, in dem Evangelio gegeben, durch menschliches Zuthun verschleiert worden ist.

Der Baron wollte antworten, seine Nichte fiel ihm aber in's Wort: — Lieber Oheim, lassen Sie uns nicht abschweifen, — ich bin zu begierig, den Schluß der Philologen-Anekdote zu hören, er soll ja so piquant sein.

In einem Club, der alle acht Tage zu einem gemeinschaftlichen Mittagsmahle zusammentrat, und an dem die geistreichsten und durch wissenschaftliche, literarische oder amtliche Stellung ausgezeichnetsten Männer jener großen Stadt Theil nahmen, — man nannte den Club die Mittwochs-Gesellschaft, weil der Mittwoch als Versammlungs-

tag vereinbart war, — kam denn auch die Rede auf jene theologischen Streitigkeiten, — sprach doch alle Welt davon, der Inhaber des Throns und dessen Umgebung, wie der Bewohner der niedrigsten Hütte, hatten es doch die Theologen ganz besonders auf die letzteren abgesehen.

Zum Schluß, zum Schluß! rief die Burgfrau ungeduldig; ich — sterbe vor Neugierde!

Ich fahre fort, ich ende, meine Gnädigste, obwol mir eine an Sie zu stellende Frage auf der Zunge schwebt; ich verschlucke sie. — In jener Mittwochs-Gesellschaft war mein philologisches Lästermaul Mitglied und ein regelmäßiger Besucher des Clubs. Lebhaft, wie er war, bemächtigte er sich sofort der von einem andern Mitgliede angeregten Discussion über die Bewegungen in der Kirche. Es wurde für und wider gesprochen; der Eine war auf Seite der orthodoxen Gegenwirkung und der Herren der Verfinsterung: der Andere hielt es mit dem rationalistischen Fortschritt und den Freunden des Lichts; denn die große Stadt hatte zwei Lager bezogen. Die Kanzelvorträge der verschiedenen Prediger wurden besprochen. Einer der heftigsten Reactionäre nahm sich ganz besonders des, durch Heftigkeit in der Predigt bekannt gewordenen Hauptführers

seiner Partei an. Steht unser Mann, rief der Reactionär aus, auf der Kanzel, so ist Alles in ihm Leben; und wie strömen, wie rollen und stürzen ihm die Worte über die Lippen, man sieht und fühlt es, daß die innigste Ueberzeugung aus ihm spricht, und bei aller Kräftigkeit der Rede, wie „salbungsvoll" ist sein Vortrag. Ja, ja, lieber Freund da drüben, fiel mein Philologe ein, ad vocem „salbungsvoll!" Bislang nannte man so die Kanzelvorträge gewisser Prediger; und man hatte nicht unrecht daran, denn Salbung deutet auf Weihe und weiset also nach Oben hin; ich aber möchte die Predigten Eures Vormanns „schmiervoll" nennen, weil „Schmiere" auf die Räder eines Wagens hinweiset, mit dem man weltliche Vortheile und irdische Güter zu „er—fahren" strebt; — auch die Gunst weiblicher Herzen, die die heiligen Leute, die Demüthigen, so leicht zu gewinnen wissen.

Den letzten Satz meiner Erzählung sprach ich sehr gedehnt und mit Nachdruck, mein Auge auf die Burgfrau gerichtet.

Sie erblaßte; alle Röthe war ihr aus den Wangen in's Herz geströmt, aber nur für einen Moment; das Blut stieg, man sah es deutlich, allmälig wieder empor und überzog zuletzt das schöne

Gesicht mit der Farbe der Päonie. Mit dem Tone unterdrückten Schmerzes, in den sich Schreck und Zorn mischten, sprach sie zu mir gewandt:

Sie hatten recht, als Sie sagten, Ihre Anekdote sei etwas derb. Sie ist mehr als das, sie ist gemein!

Aber, meine Gnädigste, der Schluß ist doch — wie Sie sich auszudrücken pflegen — piquant!

Nein! ich wiederhole es, die Anekdote ist gemein, und damit versteh' ich gerade den Schluß! Ich begreif' es nicht, wie ein geistreicher Mann, der Ihr Philolog gewesen sein soll, so geschmackwidrig sich ausdrücken konnte. Was für einen Eindruck machte er denn auf seine Zuhörer?

Alle lachten, und zwar nach deutscher Weise aus vollem Halse, und der Gegner des Philologen war wie auf den Mund geschlagen! Das — Lästermaul hatte den wunden Fleck getroffen; es verhielt sich mit dem Prediger, dem andern Phantom, dem Sohne der Sonne, der den Sonnenwagen — des Christusglaubens ungeschickt führte, wirklich so, wie der Philolog es bezeichnet hatte; sein Ausdruck Schmiere war treffender, als das Wort Salbe!

Mag Alles sein, lieber Freund; aber Männer von Geschmack sollen niemals in den — Stall

hinabsteigen, um ihren Wörterschatz zu bereichern! Ich bleibe bei meinem Ausspruche stehen; ich kann nicht anders, und Sie werden, bei einigem Nachdenken, mir beistimmen, das trau' ich Ihrem Gefühl für's Schöne zu. Darf ich fragen, wie der gelehrte Philolog ohne Geschmack hieß?

Gnädigste, ehrsamste Burgfrau! der Gelehrte, der Ihr Mißfallen in so hohem Grade erregt, ist durch seine Schriften in der ganzen Welt bekannt, und das hat er nicht blos den tiefen Forschungen in den Sprachen und den Geschichten des Alterthums zu verdanken, sondern vorzugsweise auch der geschmackvollen Darstellung, die er, gelegentlich auch im Haine deutscher Prosa und deutscher Verskunst lustwandelnd, den Mittheilungen über das Ergebniß seiner Untersuchungen zu geben gewußt hat; mit einem Worte, es war der berühmte Friedrich August Wolf, den seine Zeitgenossen den König der Gelehrten nannten.

Love will find its way
Where wolves would fear to stray!

Mit diesen Worten Byron's trat der Pfarrer zu Aller Ueberraschung plötzlich in den Salon.

Er hatte gehorcht, das war offenbar. Lauschen, Spüren und Spähen war, wie ich schon lange gemerkt, ein Lebenselement des Pfaffen.

Demuthsvoll vor dem Baron sich verneigend, der zu seinem Empfang aufgestanden war, noch tiefer vor der Burgfrau sich beugend, während Mathilde und ich mit einem mäßigen Kopfnicken vorlieb nehmen mußten, wendete er sich an die Baronin.

Darf ich fragen, was der Gegenstand der Unterhaltung ist? Ich hörte beim Eintritt das Wort Wolf, und das erinnerte mich an die zwei Verse des großen Byron, die ich ausgesprochen habe. Der Gegenstand des Gesprächs ist, so will es mich bedünken, ernster Art gewesen, denn ich sehe auf dem sonst immer so heitern Antlitz unserer ehrsamen Burgfrau ein kleines Wölkchen der Verstimmung, und auch Fräulein Mathilde blickt trübe hinein, selbst der Herr Baron hat einen Anflug von mauvaise humeur. Ist's nicht so, verehrungswürdiger Burgherr?

Ei, warum nicht gar! polterte dieser lachend heraus. Ich bin in bester Laune, und in die hat mich gerade das Gespräch versetzt, was hier so eben geführt wurde. Es handelt sich um eine Meinungsverschiedenheit, die zwischen unserm ehrenwerthen Gaste und meiner Nichte obwaltet. Sie, Pfarrer, können vielleicht den Obmann machen. Die Sache ist kurz die: unser Freund hat, „auf

allgemeines Verlangen," eine Anekdote erzählt, und die schließt mit den Worten „Salbe" und „Schmiere." Da streiten sich nun die Beiden über die Bedeutung dieser Wörter.

Bitte, lieber Ohm, nicht von Hauptwörtern war die Rede, sondern von......

Du willst sagen von Adjectiven; das ist richtig. Laß mir aber die Freude, aus dem Munde des Herrn Pfarrers den Unterschied der zwei Substantiven, die ich ausgesprochen habe, zu hören.

Mit Vergnügen, lieber Ohm; aber......

Kein Aber! nachher bring' Dein Aber an, wenn der Pfarrer meinen Wunsch erfüllt hat.

Ist die ehrsame Herrin dieses Schlosses mit dem verehrungswürdigen Oheim, dem Baron Y., einverstanden? fragte der Pfarrer sich verbeugend.

Ja, lieber Pfarrer; aber ich bitte, die Prädicate, die Sie dem Ohm und mir so eben wieder, und so oft anhängen, bei Seite zu lassen; sie kommen mir gar närrisch vor.

Ganz zu Befehl, gnädige Frau!

Geehrte und gelehrte Anwesende; — ich stehe hier nicht auf der Kanzel, wo ich Sie mit: geliebte Brüder und Schwestern in Christo anreden würde, sondern ich sitze an einem wohlbespickten

Desserttisch, der zugleich als Gerichtstisch dient zur Entscheidung eines „Streites um Wörter," bei dem ich das Schiedsrichteramt übernehmen soll und übernommen habe. „Schmiere" und „Salbe" heißen die beiden Wörter, um die es sich handelt. Gestatten Sie mir aber, gelehrte und geehrte Anwesende, daß ich auch die entsprechenden Zeitwörter zur Hand nehmen darf, nämlich das Zeitwort „schmieren", das zum ersten, und das Zeitwort „salben", welches zum zweiten der strittigen Hauptwörter gehört. Ich glaube, mein hochachtbares Auditorium wird einzuräumen nicht anstehen, daß die Zeitwörter oder Verba zur Analyse des Begriffs, der an das Hauptwort geknüpft ist, viel besser sich eignen, als die Substantiva selbst. Nehm' ich also, mit Ihrer Erlaubniß, das Verbum „schmieren" vor, so thut der Knecht oder Kutscher die Räder seines Wagens, seiner Kutsche schmieren; der Apotheker schmiert ein Heilpflaster, die Mutter ein Butterbrot für ihr Kind, und ich selbst „schmiere" mir das Kopfhaar mit Pomade. So ist die erste Bedeutung des Wortes, die eine Handlung ausdrückt, welche mit dem gegebenen Stoff der Schmiere, der natürlicher Weise sehr verschieden ist, bewerkstelligt wird. Das Zeitwort schmieren hat aber noch andere Bedeutung, eine

figürliche: wir sagen von einem Maler, der in seiner Kunst auf der untersten Stufe stehen geblieben ist, er schmiere; von einem Menschen, der eine schlechte Handschrift schreibt, er schmiere; und von einem Dichtwerk, das keinen Anspruch des Schönheitsgefühls befriedigt, es sei — Schmiererei! Sodann gebraucht man das Wort schmieren für — schlagen; und in dieser Bedeutung findet man es vorzugsweise im Munde der Norddeutschen, wenn sie einem Gegner, ich darf hinzufügen, hinterrücks beikommen wollen, um ihm eine Tracht Prügel beizubringen, dann sagen sie: dem hab' ich den Buckel geschmiert! Wieder in einem andern Sinne bedeutet das Wort schmieren so viel als — niedrig schmeicheln: Einem das — Maul — verzeihen Sie, gnädige Frau, den gemeinen Ausdruck; feiner: um den Mund — schmieren, heißt so viel, als dem Jemand Schmeicheleien sagen, die in dem groben Gewande, worin sie gekleidet werden, offen kund geben sollen, daß man die Schmeichelei im verächtlichen Sinne meine. Schmieren heißt aber aber auch — betrügen: der Weinhändler schmiert den Wein, d. h. er verfälscht ihn; Fälschung aber ist Betrug. Das Zeitwort Schmieren heißt endlich — bestechen. Ist es nicht so? wandte der Pfaff sich an mich; wenn Sie, geehr-

ter Herr, einem Bedienten des Herrn Barons, oder der Kammerjungfer der Frau Baronin ein Stück Geld in die Hand drücken, sei es groß oder klein, um als Lohn für Zuträgereien und Klatschereien zu dienen, was thun Sie dann? Sie schmieren, Sie bestechen den betreffenden Dienstboten!

Die Burgfrau blickte auf mit vielsagendem Auge, das die lebhafteste Unruhe verrieth.

Ich versteh' es nicht, Herr Pfarrer, warum bei der letzten Erklärung unseres Wortes Sie sich gerade an mich wenden.

Honny soit qui mal y pense — fuhr er giftig heraus, und fuhr dann fort: —

Sie sehen, geehrte Anwesende, daß Schmiere und schmieren Wörter unserer Sprache sind, mit denen durchweg der Begriff der Unedelheit — darf ich sonst das Eigenschaftswort unedel also zu einem Hauptwort formen — verbunden ist. Zwar begeht der Apotheker nichts Unedles, wenn er ein Pflaster schmiert, noch weniger die Mutter, wenn sie für ihr Kind ein Butterbrod schmiert, Niemand wird aber behaupten wollen, daß an diese Handlungen des täglichen Lebens, wenn auch der Begriff des Zweckmäßigen, des Guten, des Nothwendigen, jemals der Begriff des Schönen geknüpft sei; und auf Feststellung dieses Punktes

schien es mir anzukommen, als Sie, geehrter Herr Baron, mich aufforderten, in dem Streite zwischen der gnädigen Frau und dem geschätzten Gaste dieses Hauses das Amt des Schieds- oder Friedensrichters zu übernehmen. Und betrachten wir die figürlichen Bedeutungen unsers Worts, was drückt es in diesen, der Mehrheit nach, anders aus, als gemeine, meistens verächtliche Handlungen, daher ich denn auch der Meinung bin, daß in guter Gesellschaft unser Wort weder als Haupt- noch als Beiwort von einem gebildeten Manne niemals in den Mund genommen werden solle; von den Frauen wird's nie geschehen!

Wie aus der Seele gesprochen! Herr Pfarrer! — ließ sich die Burgfrau vernehmen, indem sie mich mit einem triumphirenden Lächeln anblickte! Das ist es eben, was ich gegen den Herrn da — sie machte gegen mich eine höhnische Miene — behauptet habe. Und was sagen Sie zu dem Worte „salben?"

Erlauben Sie, ehrsame Burgfrau, vorher noch zu dem Worte schmieren eine Bemerkung machen zu dürfen. Dieses eine Wort muß uns Deutsche schamroth machen, es — demüthiget uns! Wir prahlen so viel mit unserer Muttersprache, und schwatzen so viel von ihrem Reichthum, und doch

sehen wir an diesem Einen Wort die außerordentliche Armuth ihres Wörtervorraths. Für so verschiedene Begriffe hat sie nur das Eine Wort. Wie ganz anders sieht es in der Beziehung bei unseren westlichen Nachbarn aus! Für jede Bedeutung unseres schmieren haben sie ein eigenes Wort. In der Reihenfolge, wie ich vorher die Bedeutungen aufgezählt habe, lauten die Wörter — doch bitte ich, vor der Burgfrau sich verneigend, die vollendete Kennerin der französischen Sprache, mir zu folgen, — etwa so: — graisser, oder auch oindre, — faire un emplâtre, — beurrer, — pommader; — — barbouiller; — — corrompre; — frelater (le vin); — frotter les épaules à quelqu'un; — passer à quelqu'un la plume par le bec!

Sie haben, lieber Pfarrer, die Reihenfolge doch nicht ganz inne gehalten, bemerkte die Burgfrau; auch möcht' ich gegen den von Ihnen gerühmten Reichthum des Wörterschatzes der französischen Sprache doch einige Bedenken erheben, die sogar unser Wort an die Hand giebt. Aber lassen wir das für heute, ein anderes Mal kommen Sie auf diesen neuen Gegenstand wol zurück. Sagen Sie uns nun, was von dem Worte salben zu halten ist.

Als ich, fuhr der Pfarrer fort, eingetreten war, und von dem Gegenstande der Discussion hörte, sprach der Herr Baron das Hauptwort Salbe aus. Nun, das ist ein Euphemismus, ein Milderungswort für Schmiere.

Nicht doch, Herr Pfarrer, fiel ich ein, unter Salbe versteht man immer ein Mittel zur Heilung von Wunden, seien es stoffliche oder seelische. Ich habe nie gehört, daß ein Kutscher seine Wagenschmiere Salbe genannt hätte, und wenn ich mich herbeiließe, Ihnen, dem Priester der Kirche, „tüchtige Schmiere" zu versetzen, oder durch einen Knecht dieses Schlosses, den ich vorher — „geschmiert," versetzen zu lassen, Sie würden, dünkt mich, nicht sagen, das waren „tüchtige Salben."

Ich will zugeben, mein Lieber! warf er auf die ihm eingegebene Pille verächtlich hin, daß Sie in diesem Falle recht haben, und ich im Irrthume bin; allein die Frau Baronin hatte — und darin irr' ich wol nicht, das Zeitwort salben im Sinn.

So ist es, Herr Pfarrer, und zugleich das Hauptwort Salbung und das davon abgeleitete Beiwort „salbungsvoll," welches im Gegensatz von „schmiervoll," dessen sich unser lieber Gast in seiner Anekdote bediente, Veranlassung zur

Meinungsverschiedenheit zwischen uns Beiden gegeben hat.

Ah so, so, — sprach der Pfarrer sehr gedehnt, also so ist die Sache, nun kann ich mir Alles erklären. Warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, Herr Baron; da hätt' ich gar nicht nöthig gehabt, Sie und die verehrte Frau Baronin und Fräulein Mathilde mit meiner langen Auseinandersetzung zu — langweilen. Der Herr hat sehr wahrscheinlich die Anekdote aufgetischt, die man einem gewissen Geheimenrath Wolf zuschreibt, der in Berlin gelebt hat; daher das Wort Wolf, welches ich beim Eintritt — erhaschte, und das ich auf das bekannte, unsere Berge noch immer unsicher machende reißende Thier bezog. Der Berliner Akademiker Wolf soll etwas in den alten Sprachen gethan haben, er galt für einen Witzbold und für — einen Gottesleugner; von unserm Herrn Jesus Christus hat er wol nie etwas gewußt. Die Anekdote hab' ich irgendwo gehört oder gelesen, das weiß ich nicht mehr. Sie interessirte mich nicht, Gott, der Herr, hat mir nicht die Fähigkeit verliehen, an der Geschmacklosigkeit — Geschmack zu finden, und ich danke ihm dafür auf den Knieen. Ueber die Maßen geschmacklos aber war es von dem besagten Herrn Geheimenrath

Wolf und einer der ärgsten Verstöße, den er gegen die Regeln der Geschmackslehre begehen konnte, als er das hehre Wort Salbung, das nichts als Würde, Hoheit, Erhabenheit ausdrückt und das die Majestas zu Dem erst macht, was sie ist, mit der gemeinen Schmiere, dem Ausdruck aller Niedrigkeit, in Parallele brachte.

Bravo, bravo, bravissimo! rief die Burgfrau aus, mit ihren schönen, kleinen Händen die lebhaftesten Zeichen des Beifalls klatschend, denen Fräulein Mathilde sich anschloß. Dank, tausend Dank, lieber Pfarrer, daß Sie so gesprochen haben; Ihre Meinung war auch meine Meinung. Wie Sie, so hab' auch ich vorher des angeblichen Witzbolds Wolf Witz einen schlechten, einen gemeinen genannt. Was sagen Sie denn nun, Sie würdiger — reproducteur einer alten, verlebten, vergessenen Geschichte?

Frauen zu widersprechen, und besonders den geistig begabten Frauen, ist ein Vergehen gegen die Gesetze der Höflichkeit, das nicht geduldet werden darf; diese Gesetze legen uns Männern überall die Pflicht auf, der Schönheit den ihr gebührenden Tribut zu zollen, wie schwer es den Tributpflichtigen auch dann und wann, je nach augenblicklicher

oder dauernder Stimmung, ankommen möge, das Gesetz zu erfüllen.

Wie galant der Vordersatz, wie dunkel und geheimnißvoll der Nachsatz, — unterbrach mich die Burgfrau mit einem verstohlenen Blick auf den Pfarrer.

Doch muß ich zu bemerken mir erlauben, daß ich die Geschichte von dem Wolf ganz objectiv als eine, von Ohrenzeugen beglaubigte, Thatsache erzählt habe, die ein Bild giebt von der Stimmung freier, denkender Männer, unter denen von den Theologen ein Schleiermacher, ein Marheinecke war, gegenüber den Eiferern und Schwärmern, die damals den ersten Anlauf nahmen, sich in Glaubenssachen und kirchlichen Dingen überhaupt der Herrschaft über die Gemüther zu bemeistern. Ich erinnere mich nicht des Wolf's Kraftausdruck in meinem Vortrage in Schutz genommen oder seine Rechtfertigung versucht zu haben. Sie werden mir das bezeugen können, meine gnädige Frau, auch Sie, Herr Baron, auch Sie, Fräulein Mathilde.

Alle bejahten!

Wäre der geistliche Herr nicht eingetreten, und nicht auf der Stelle von dem Herrn Baron zum Obmann in einer Discussion aufgerufen worden,

die noch gar kein Streitobject hatte, so würden Sie, meine gnädigste Frau, erfahren haben, daß ich ganz Ihrer Meinung bin, wie schon aus dem Eingange meiner Erzählung einleuchten mußte. Wie sehr an Wolf's Schriften die Schönheit der Form gerühmt, ja bewundert wurde, so muß doch Jedermann einräumen, daß der große Philolog in dem Falle, der uns seit einer Stunde beschäftigt, die Regeln des guten Geschmacks verletzt hat.

Das ist vortrefflich, rief die Burgfrau aus; da sind wir Alle Eins und am Schluß.

Noch nicht, gnädige Frau, fuhr ich fort, ich bitte um die Erlaubniß, vor Thoresschluß noch ein kurzes Verhör mit dem Pfarrer anstellen zu dürfen.

Beide wechselten Blicke; dann fiel ein Blick der Burgfrau, der Besorgniß ausdrückte, auf mich. Ein Paar Sekunden sinnend, sagte sie:

Nein, die Erlaubniß ertheil' ich nicht, ich darf sie nicht ertheilen, denn ich würde von meinem Rechte was vergeben. Hier im Schlosse bin ich alleinige Inquirentin und Richterin, und Niemand soll mir in mein Amt Eingriffe thun. Was Sie mit dem Herrn Pfarrer zu besprechen haben, — ich kann mir denken, was es betrifft, — muß außerhalb des Schlosses geschehen. Gehen Sie

morgen Vormittag, oder wann Sie wollen, in's Pfarrhaus. Nicht wahr, Herr Pfarrer, Sie werden unsern Freund empfangen?

Es soll mir eine große Ehre sein, wenn meine bescheidene Amtswohnung mit einem wiederholten Besuche erfreut wird!

Der — Schuft war so frech, nicht einmal meinen Namen einzuschalten, und sich an mich zu wenden!

Ich erkläre die Sitzung für aufgehoben und schlage einen Spaziergang durch den Park vor; sprach die Burgfrau, indem sie meinen Arm nahm. Einen wüthenden Blick schoß der Pfaff auf mich. Er verneigte sich vor Mathilden, die ihm vertraulich ihren Arm gab.

Der Baron zog sich auf sein Zimmer zurück.

Ende des siebenten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1⅓ Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und Preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. 1½ Thlr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. 2¾ Thlr.

Guseck, Bernd v., Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 5½ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. 1⅓ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen 1¾ Thlr.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von England) Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten. In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1⅓ Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits &c. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. 3 Bde. Lex.-8. broch. 9 3/4 Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage. 8. broch. 1 1/4 Thlr.

Heine, Wilh., Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. 2 Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr.

Hinrichs, Dr. H. F. W., ordentlicher Professor an der Königl. Universität zu Halle. Die Könige. Entwickelungsgeschichte des Königthums von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Zweite Auflage. (Unveränderter Abdruck.) gr. 8. broch. 2 1/3 Thlr.

Horn, Uffo, Aus drei Jahrhunderten. 1690. 1756. 1844. Historische Novellen. Zweite veränderte Auflage. 8. broch. 2 Thlr.

Klencke, Dr. H., Swammerdam oder die Offenbarung der Natur. Ein kulturhistorischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4½ Thlr.

Lippard, Georg, Die Quäkerstadt und ihre Geheimnisse. Amerikanische Nachtseiten. Fünfte Auflage. 4 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Livingstone, Dr. David, Missionsreisen und Forschungen in Süd-Afrika während eines sechzehnjährigen Aufenthalts im Innern des Continents. Autorisirte vollständige Ausgabe für Deutschland. Aus dem Englischen von Dr. H. Lotze. Nebst 23 Ansichten in Tondruck und zahlreichen Holzschnitten, 2 Karten und 1 Portrait. 2 Bde. gr. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Mökern, Philipp van, Ostindien, seine Geschichte, Cultur und seine Bewohner. Resultate eigener Forschungen und Beobachtungen an Ort und Stelle. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Bde. gr. 8. broch. 4¼ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Reisen in die Felsengebirge Nord-Amerikas bis zum Hochplateau von Neu-Mexico. Mit 12 vom Verf. aufgenommenen Landschaften und Abbildungen in Farbendruck. 2 starke Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr. 24 Ngr.

Möllhausen, B., Der Halbindianer. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Neumann, H., Jürgen Wullenweber, der kühne Demagoge. Gedicht. 8. broch. 25 Ngr.
